

Unsere Lippische Heimat

Ein Lese- und Arbeitsbuch
für die Volksschulen
der Kreise Detmold und Lemgo

Herausgegeben vom Allgemeinen Lippischen Lehrerverein

In seinem Auftrage bearbeitet von

Wilhelm Frodermann, Dietrich Hausmann, Friedrich Höthker, Bruno Hunke

Genehmigt für den Gebrauch in Schulen, Kultusminister Nordrhein-Westfalen

Nr. C/10 - 49 (HL 101165 - 1.06111 C - 6. 8. 1965)

Verlagsbestellnummer 125

Zweite, überarbeitete Auflage 1967

Alle Rechte vorbehalten. (D F. L. Wagener, Lemgo, 1965)

Satz und Druck: F. L. Wagener, Lemgo
Einbandentwurf: Fritz Steinheider, Lemgo

Klischeeherstellung: Emil Giesow, Bielefeld
Buchbinderische Verarbeitung: Klemme & Bleimund, Bielefeld

Unsere Lippische Heimat

Inhaltsverzeichnis

Unsere lippische Heimat

Der lippische Norden

Der lippische Norden, Nordlippe als Bauernland, Industrie, Wie alte Dörfer angelegt sind, das Extertal

Im Wesertal

Das Flachhügelland

Die Landschaft, Das Land der Arbeiterwohndörfer

Der Teutoburger Wald

Die drei Ketten Die Velmerstot, Die Externsteine, Das Hermannsdenkmal, Luftkurorte

Die Senne

Sennebauern in alter Zeit Die "neue" Senne, Das Wasser in der Senne

Der Norderteich

Residenzstadt Detmold

Lemgo

Bernhard zur Lippe gründet Lemgo, Die ersten Bewohner der Stadt, Die Neustadt wird gegründet, Die Landwehr, Alte Hansestadt Lemgo

Bad Salzuflen

Iuflen, dat Soltfatt, Salzuflen, die Badestadt

Schötmar

Die Stadt der Schuhe, Die Stadt der Kunststoffe

Lage, die Zuckerstadt

Oerlinghausen,

Auf dem Segelflugplatz, Weber und Näherinnen

Horn

Bad Meinberg

Blomberg,

Die Blomberger "Schusterlaterne", Stuhl- und Sperrholzwerke

Barntrup

Schwalenberg,

Das Schwalenberger Land

Die Volksburgen,

Die Bauernburg Röhrentrup

Der dreißigjährige Krieg,

Lemgo, Wöbbel wird überfallen, Ein Brief aus Silixen

Bauernleben in alter Zeit,

Wie Wieneckes Haus abbrannte, Wie das Haus wieder aufgebaut wurde, Die Ernte, Erntefest, Dreschen, Ein Hütejunge, Wie die Bauern für ihre Kleidung sorgten

Lippe, das Leineweberländchen

Das Land der Ziegler

Die Ausfahrt der Ziegler, Als Zieglerjunge in der Fremde, Ziegler im Winter

Dörentrup

In einer Polstermöbelfabrik

Wie die Fabrik entstand, Fabrikarbeiter heute und früher, In der Fabrik

Industrie und Handwerk in Lippe

Die Holzindustrie, Die Metallindustrie, Textilien und Bekleidung, Das Handwerk

Besuch auf einem Bauernhof

Spaziergang durch die Felder, In den Ställen, Mistfahren

Sagen und Märchen

Der Mäher in der Mühlenwiese, Der Königsberg, Der Meier und der Zwerg, Hornsche Bürgertreue, Das Brunnenmessen, Der Köterberg, Im seligen Winkel, Die Haferstraße in Lemgo, Der Zwerg Anton, Der Bonstapel, Der Brunnen zu Sternberg, Das Abendläuten in Bad Salzuflen

Der Lippische Städtekrantz

Anhang

Unsere Lippische Heimat

Unsere Lippische Heimat war fast achthundert Jahre ein selbständiges Land. Heute gibt es kein Land Lippe mehr, sondern nur noch die Kreise Detmold und Lemgo. Aber wir Lipper fühlen immer noch, dass wir zusammengehören. Wir nennen unsere Heimat immer noch "unser Lipperland".

Seit 1947 gehört Lippe zum Land Nordrhein-Westfalen in der heutigen Bundesrepublik Deutschland. Unsere alte Landeshauptstadt wurde die Hauptstadt des Regierungsbezirks Detmold.

Woher hat unser Land seinen Namen?

Den hat ihm die Lippe gegeben, obwohl sie gar nicht durch Lippe fließt. An diesem Fluss lag vor langer Zeit eine Burg, deren Besitzer Edle Herren zur Lippe genannt wurden. Ihre Nachkommen wurden später Grafen, dann Fürsten und haben viele Jahrhunderte unser Land regiert.

Wir wollen unsere Heimat gründlich kennen lernen. Wir möchten wissen, wie es unseren Vorfahren ergangen ist und wie die Menschen heute leben und arbeiten. Wir wollen die Landschaft erwandern und erfahren, wie es in unseren Städten und Dörfern aussieht.

Schon ein Blick auf die Bilder und auf die Heimatkarte kann uns viel erzählen:

Die niedrigen Hügel und Bodenwellen des Flachhügellandes im Westen tragen weite Äcker; an den Ufern der Flüsse und Bäche finden wir ertragreiche Wiesen und hin und her verstreut kleine Waldstücke.

Die Kette des Teutoburger Waldes mit langgestreckten Bergen und ausgedehnten Fichten- und Buchenwäldern begrenzt den Blick nach Süden und Südwesten.

Dahinter breitet sich die sandige Ebene der **S e n n e** aus.

Zwischen Bega und Werre, da, wo beide noch jung sind, liegt das **H ü g e l l a n d**, in dem niedrige Berge, Wälder, Wiesen, Äcker und kleine Dörfer miteinander wechseln.

Höher sind die Berge und enger die Täler der Kalle und Exter im Lippischen Norden, den die Weser in einem großen Bogen umfließt.

In das **B l o m b e r g e r B e c k e**, eine flache Talmulde, blicken wir von der alten Linde vor Blombergs Burgtor.

Der Zipfel im Südosten, das **S c h w a l e n b e r g e r L a n d**, wird durch die Emmer vom übrigen Lippe abgeschnitten. Es wird überragt vom Köterberg, dem höchsten Berg unserer Heimat.

In den Städten bewundern wir die prächtigen alten und modernen Bauten, schauen uns die Auslagen in den Schaufenstern an und erschrecken wohl auch vor dem Verkehr in ihren Hauptstraßen.

Wir lassen uns durch die Fabriken führen, in denen viele Tausende von Menschen ihr Brot verdienen. Wir wandern durch Wälder und Felder und beobachten die Bauern bei ihrer Arbeit. Wir klettern auf die Berge und blicken von ihren Gipfeln weit ins Land. Bei den frohen Klängen einer Kurkapelle gehen wir in den gepflegten Parks unserer Heilbäder spazieren.

Dieses Büchlein soll euch bei euren Wanderungen ein treuer Begleiter sein.

Der Lippische Norden

Der lippische Norden, ein Bergland

Schon ein Blick auf die Karte zeigt uns: Der lippische Norden ist ein Bergland. Er gehört zu dem großen Weserbergland.

Heute wollen wir einmal losziehen, um einen Teil des Gebietes zu erwandern.

In Lemgo besteigen wir den Bus, der uns über die Berge und über die Dörfer Lüerdissen und Niedermeien in das Tal der Osterkalle bringt. Manchmal geht es in so scharfen Kurven bergauf, dass wir glauben, unser langer Wagen würde in den schmalen Kehren stecken bleiben. Ein Auto, das uns entgegenkommt, wartet an einer breiteren Stelle, bis wir an ihm vorbei sind.

In Lüdenhausen steigen wir aus und wandern das Tal der Osterkalle hinab. Die Berge umstehen den kleinen Bach. Äcker und Wiesen klettern hoch an den Hängen hinauf. Die Osterkalle ist ein drolliges Gewässer. Bei Lüdenhausen hüpfte sie schon ganz frisch und munter daher, doch dann wird sie klein und kümmerlich. Das Wasser versickert zum Teil in der Erde, fließt unterirdisch weiter und kommt erst kurz vor Langenholzhausen in starken Quellen wieder hervor. Hinter diesem Dorf vereinigt sich unser Bach mit seiner Schwester, der Westerkalle, und zusammen fließen sie der Weser zu.



Von Langenholzhausen wandern wir im engen Tal der Westerkalle aufwärts, verlassen dann die Landstraße und suchen uns Feld- und Waldwege aus, die uns auf die Berge führen.

Unter einer Linde vor einem alten Bauernhaus machen wir Rast und verzehren unsere Butterbrote. Vor uns im Tal liegt Hohenhausen, das in seiner ganzen Längsrichtung von der Kalle durchflossen wird.

Opa Stocksmeier, der Altbauer, kommt mit qualmender Pfeife von der Deele und fragt uns nach dem Woher und Wohin. Vom Leben der Menschen in diesen Bergen möchten wir etwas erfahren, und Opa Stocksmeier fängt an zu erzählen:

Nordlippe als Bauernland

In früheren Zeiten haben es die Leute hier oben schwer gehabt. Leicht war die Bauernarbeit nie und nirgends. Aber bei uns war sie besonders mühevoll. Es gibt hier nur wenige große Höfe, und früher waren sie auch nicht zahlreicher. Besonders anstrengend war die Arbeit auf den Äckern, die am Hang lagen. Auf manchen dieser abfallenden Felder konnten sich nicht einmal die Pferde halten. Da mussten Ochsen und Kühe vor den Pflug gespannt werden. Ihr wisst, wie gemütlich es bei denen zugeht. Der Frühling zieht bei uns vierzehn Tage später ein als im lippischen Westen. So wurden unsere Bauern erst spät mit der Frühjahrsbestellung fertig. Der Regen hat im Laufe der Zeit viel fruchtbare Ackerkrume von den Hängen ins Tal heruntergespült. Ihr könnt an den Feldrändern hin und wieder große Steinhaufen finden, die die Bauern im Laufe der Zeit von ihren Äckern zusammengetragen haben. Man könnte glauben, dass die Steine hier im Boden wachsen. Soviel wir auch absuchen, es werden nicht weniger. Nach starkem Regen bleibt der Boden noch lange nass und klebrig, während er anderswo schnell wieder trocknet und krümelig wird.

Ihr werdet verstehen, dass auf solchem Boden nicht so viel wachsen kann wie auf den Feldern der Ebene, die noch dazu viel leichter zu bestellen sind. Die großen Bauern bei Schötmar ernten viel mehr auf einer Scheffelsaat als wir. So ist früher hier manchmal selbst bei den Bauern Schmalhans Küchenmeister gewesen."

"Heute ist das Leben auf dem Bauernhof aber doch viel leichter geworden, und die Arbeit ist einfacher", meint einer der jungen Zuhörer.

"Natürlich nehmen die Maschinen uns heute viel Arbeit ab, aber die Felder sind noch immer steinig. An manchen Hängen kann der Trecker nicht fahren. Da müssen noch die Pferde den Pflug, die Mähmaschine und den Kartoffelroder ziehen. Einige Bauern bestellen die Äcker nicht mehr, die nicht genug einbringen. Sie forsten sie auf."

"Gab es denn früher keine andere Arbeit hier?" will einer der jungen wissen.

"Kaum", antwortete Opa Stocksmeier. "In den Dörfern wohnten nur vereinzelt Handwerker. Ein Handwerk zu betreiben war das besondere Vorrecht der Städter."

"Aber einer konnte doch nur den Hof erben. Was machten denn die anderen Bauernkinder?"

"Denen blieb meistens nichts anderes übrig, als sich als Knechte oder Mägde bei den Bauern zu verdingen, auf Tagelohn zu gehen oder im Winter als Drescher von Hof zu Hof zu ziehen. Als die Straßen ausgebaut wurden, fanden viele Leute Arbeit in den Steinbrüchen oder als Steineklopfer an den Straßenrändern. Die Bauern fuhren mit ihren Gespannen die Steine, wenn auf den Feldern nicht viel zu tun war. Bei Gluthitze und Regenschauern saßen die Steineklopfer vor den Steinhäufen und zerschlugen mit einem Hammer die dicken Brocken zu Schotter. Das war schwere und ungesunde Arbeit, und kärglich war der Lohn."

..Neulich hat mir mein Großvater Briefe aus Amerika gezeigt", wusste ein Mädchen zu berichten. "Die stammen von seinem Onkel, der als junger Mann nach Amerika ausgewandert ist, weil er hier keine Arbeit fand. "

"Ja, vor hundert Jahren sind viele Menschen von hier über den großen Teich gezogen, um in dem riesigen Amerika ihr Glück zu versuchen. Es gab dort Bauernland in Überfluss. Da die Lipper vor der Arbeit nicht bange sind und das Geld zusammenhalten können, sind viele dort reiche und angesehene Leute geworden."

Industrie in Nordlippe

"Wir haben auf unserer Wanderung heute schon mehrere Fabriken gesehen, da können die Leute ja Arbeit finden", wirft ein Schüler ein.

"Schon vor hundert Jahren entstanden in Hohenhausen die ersten Zigarrenfabriken. Die Zigarren wurden bis vor wenigen Jahren mit der Hand gedreht. Da fanden die Leute Verdienst, ohne dass sie in die Fremde ziehen mussten. Bis vor kurzem waren in Hohenhausen, Bentorf und Harkemissen fleißige Hände damit beschäftigt, die Glimmstengel herzustellen. Flinke Leute konnten an die tausend Zigarren an einem Tage drehen. Auch bei dieser Arbeit waren keine Reichtümer zu verdienen. Aber die Leute blieben zu Hause. Die Familie war zusammen und konnte nach Feierabend gemeinsam Feld und Garten bestellen. Heute hat die Maschine den Zigarrenmachern die Arbeit abgenommen.

Dafür gibt es jetzt in anderen Fabriken Beschäftigung. In Hohenhausen arbeiten in mehreren Betrieben etwa 400 Leute. Vielleicht stammt euer Blumenhocker zu Hause aus unserer Kleinmöbelfabrik. Es kann auch sein, dass einer von euch einen Mantel trägt, der in unserer Näherei für Kinderbekleidung genäht worden ist. In Varenholz werden Schuhe hergestellt und wer gleich einmal seinen vom Wind zerzausten Haarschopf fein machen will, benutzt dazu vielleicht einen Kamm oder eine Bürste aus Varenholz.

Die größte Fabrik aber hier im Norden ist die Maschinenfabrik in Kalldorf. Hoch über die Dächer der alten Bauernhäuser ragen die riesige Werkhallen aus Stahl und Glas empor. Unsere Jungen, die die Schule verlassen haben, möchten gern dort arbeiten. Denn dieser Betrieb bildet die Lehrlinge in einer besonderen Lehrwerkstatt aus. 700 Arbeiter finden in der Fabrik guten Verdienst. Nicht alle wohnen in Kalldorf und der nächsten Umgebung. Von weit her kommen sie zusammen.

So gibt es im Kalle- und im Wesertal für etwa 1200 Menschen Beschäftigung in unseren Fabriken. Aber noch immer fehlt es bei uns an Arbeitsstellen. Allein von Hohenhausen fahren täglich 200 Pendler zur Arbeit nach Lemgo.*"

"Wie gelangen diese vielen Leute zu ihren Arbeitsstellen? Sie haben doch nicht alle Autos, und mit dem Fahrrad sind viele Wege zu weit wirft ein Junge ein.

"Viele fahren doch schon mit eigenen Autos oder Motorrädern. Für manche Wege tut es auch noch das Fahrrad. Aber die meisten benutzen die Postautos, die heute mehrmals am Tag durch alle Dörfer fahren."

Sommergäste im nordlippischen Bergland

"Am Dorfeingang von Hohenhausen haben wir ein Schild mit der Aufschrift ‚Luftkurort Hohenhausen‘ gelesen. „Was soll das bedeuten?"

Auch das weiß Opa Stocksmeier zu erklären.

"Im Sommer kommen viele Leute aus den großen, lärmvollen und rußigen Städten des Ruhrgebietes zu uns, um sich hier in ihren Ferien erholen. Sie suchen Ruhe und frische Luft. Das finden sie bei uns, ‚Land der hundert Berge und Täler‘. So haben wir unser Land in den Werbeschriften genannt, die wir in jene Städte schicken. Auch aus Bremen, Hamburg und Berlin kommen Erholungsuchende zu uns. Die Kinder sehen oft zum erstenmal in ihrem Leben richtige Berge. Zuerst tun ihr die Füße weh vom Klettern und Wandern, aber bald haben sie sich daran gewöhnt, und der Abschied fällt ihnen immer sehr schwer. Das Essen schmeckt ihnen gut bei der reichlichen Bewegung in der freien Luft, besonders die lippische Hausmacherwurst, die sie in ihren Städten nicht kaufen können.

"Die Fremden machen viel Arbeit. Lohnt sie sich denn auch?" will ein Mädchen wissen. Opa Stocksmeier schmunzelt.

"Für uns fällt dabei auch etwas ab. Sie bringen ja eine gefüllte Geldbörse mit. Die ist ziemlich leer, wenn sie wieder abfahren. In den Dörfern des Kalletales nehmen über sechzig Gasthöfe und Pensionen die Sommerfrischler auf. Im vorigen Jahr waren hier 4200 Gäste, von denen jeder im Durchschnitt vierzehn Tage blieb. Rechnet einmal aus, wie viel Geld sie hier gelassen haben, wenn jeder von ihnen täglich für Wohnen, Essen und andere Dinge 15 DM ausgegeben hat."

Der fixeste Rechner hat es bald ausgerechnet: 882 000 DM haben die Gäste im lippischen Norden gelassen.

Wie die Dörfer im lippischen Norden angelegt sind

"Warum liegen die Häuser hier in den Dörfern so dicht beisammen?" fragt ein Mädchen.

"Hier in den Bergen fehlt es an Platz", antwortet der Bauer. "In den engen Tälern liegen die alten Häuser oft in der Nähe eines Baches längs der Straße. Früher hielten fast alle Leute Vieh. Für die Tiere fand sich nur im Tal genug Wasser. Eine Kuh säuft täglich bis acht Eimer Wasser. Das Vieh wurde morgens, mittags und abends zur Tränke an die Bäche oder Teiche getrieben. Das Trinkwasser für die Menschen zog man mühselig mit Eimern aus Brunnen.

Heute versorgen die Wasserleitungen auch höher gelegene Gebäude. Die neuen Wohnhäuser baut man gern an die Hänge. Man möchte viel Licht haben und sich über die schöne Aussicht freuen.

Dass bei uns für eine Stadt kein Platz war, werdet ihr nun auch verstehen. So ist Hohenhausen im Kalletal mit 2300 Einwohnern das größte Dorf geworden, im Extertal ist Bösingfeld mit 4000 Einwohnern die größte Ortschaft."

Das Extertal

"Was ich euch vom Kalletal erzählt habe, gilt auch für das Extertal drüben im Osten. Durch einen langgestreckten Bergwall, der sich von Bartrup bis an die Weser hinzieht, ist es vom übrigen lippischen Land getrennt. Auch dort hat man begonnen, Fabriken zu bauen. In Alverdissen, Bösingfeld, Asmissen, Silixen und Almerna sind kleinere Betriebe entstanden. Trotzdem müssen noch viele Arbeiter eine weite Strecke bis zu ihrem Arbeitsplatz fahren, die meisten nach Lemgo. Selbst in Bielefeld, Detmold und Hameln suchen Bewohner des Extertales ihren Verdienst.

Auch ins Extertal kommen im Sommer viele Erholungssuchende, sogar noch mehr als zu uns ins Kalletal. Im letzten Jahr waren es an die 7000. Sie haben es etwas bequemer, zu ihrer Sommerfrische zu kommen, wenn sie kein eigenes Auto haben. Schon vor beinahe vierzig Jahren hat man eine Kleinbahn gebaut, die von Bartrup bis Rinteln immer dem Lauf der Exter folgt und darum Extertalbahn heißt. Bach, Bahn und Straße ziehen nebeneinander den gleichen Weg. Bei einer Fahrt mit dieser elektrischen Bahn könnt ihr das ganze Tal in seiner Schönheit kennen lernen."

Die Rast ist zu Ende. Das war eine herrliche Schulstunde auf der Wiese vor Stocksmeiers Hof mit dem weiten Blick über Berge und Täler, und Opa Stocksmeier war ein guter Lehrer. Mit einem fröhlichen Wanderlied nehmen die Jungen und Mädchen von ihm Abschied und wandern weiter ins Tal, von wo sie das Postauto in schneller Fahrt wieder nach Lemgo bringt.

Im Wesertal

Wir sind von Langenholzhausen über den Kirchberg gewandert, und nun gibt der Wald den Blick frei auf ein schönes Landschaftsbild. Vor uns liegt das breite Wesertal, im Hintergrund abgeschlossen durch den Kamm des Wesergebirges. Von links grüßt das Portadenkmal herüber. Durch grüne Wiesen schlängelt sich die Weser; hin und wieder sehen wir sie aufblitzen.

Wir schauen auf die Dächer des Dorfes Varenholz dicht vor uns. Zwischen hohen Bäumen ragen die Mauern eines alten Schlosses auf.

Der Name Varenholz ist leicht zu verstehen; er bedeutet "Vorn Holze". Vornholte hieß ein Rittergeschlecht, das vor vielen Jahrhunderten hier in einer Burg wohnte, dicht an einem Steilhang des Weserufers.

Die Ritter ließen eine eiserne Kette durch den Fluss spannen und sperrten so die Durchfahrt für die Schiffe. Nicht eher ließen sie den Schiffer weiterziehen, bis er tief in den Geldbeutel gefasst und den Zoll bezahlt hatte. Heute hat sich die Weser ein neues Flussbett gesucht und fließt nun eine halbe Stunde Wegs weiter nördlich

dahin. Auch die Ritterburg ist nicht mehr da. An ihrer Stelle haben die lippischen Grafen ein prächtiges Schloss mit vielen verzierten steinernen Türmen, Erkern', Giebeln und Portalen erbauen lassen.

Als kein Mitglied der gräflichen Familie mehr darin wohnte und auch die Amtsleute ausgezogen waren, drohte das Schloss zu zerfallen. Aber dann zog frisches Leben in die alten Mauern ein. Handwerker kamen und richteten die Räume wohnlich ein. Nun wohnen jungen hier und werden unterrichtet. Aus dem alten Schloss ist eine moderne Schule geworden.

Im Nachbardorf Stemmen gibt es für die wissbegierigen jungen viel zu sehen. Große Bagger haben ein riesiges Loch in den Acker gerissen und holen den Weserkies aus der Erde. In einer kaum vorstellbar langen Zeit hat das Weserwasser die Steine zerkleinert und rund geschliffen. - Der Kies wird nach der Größe sortiert und auf Lastwagen mit Anhängern verladen. Diese bringen ihn weit über das Land zu vielen Baustellen, wo die Maurer ihn mit Wasser und Zement zu Beton mischen.

Bei Erder, dem dritten lippischen Weserdorf, kommt der Fluss ganz nahe an die Häuser heran. Nach langen und heftigen Regengüssen oder nach einer plötzlichen Schneeschmelze im Vorfrühling kann die sonst so freundliche und harmlose Weser ganz ungemütlich werden. Dann überschwemmen die Wassermassen Felder und Wiesen und dringen wohl auch in die Keller der nahe gelegenen Häuser ein.

Früher hatte Erder einen Hafen. An der Hafenmauer, die heute noch aus dem Wasser ragt, legten die Schiffe an, die aus Bremen Fracht für die Lipper brachten. In Erder warteten die Fuhrleute auf die Schiffe, luden die Lasten auf ihre Wagen um und beförderten sie weiter in das Land.

An der alten Mauer legen heute keine Schiffe mehr an. Es ist meist still am Weserufer. Wenn auf der anderen Weserseite in Möllbergen der Zug seine Fahrgäste entlassen hat, stehen oft Leute am Ufer, die in Erder einen Besuch machen wollen. Oder es möchten Arbeiter in ihr Dorf zurück, die drüben in dem neuerbauten großen Elektrizitätswerk gearbeitet haben. Dann holt sie der Fährmann mit seiner Fähre herüber. Ein Drahtseil ist an zwei Masten über den Strom gespannt, an dem das Boot leise rauschend entlang gleitet, vom Druck des Wassers getrieben.

Kommt einmal an einem schönen Sommerwochenende an die Weser ! Dann herrscht hier ein fröhliches Leben und Treiben. Leichte und schmale Paddelboote wiegen sich in den flachen Wellen. Knatternd brausen Motorboote den Fluss herauf. Manche legen an der Mauer an, fröhliche Menschen steigen aus und machen Rast im alten Fährhaus, wo der Wirt ihnen Speisen und Getränke vorsetzt.

Einige Boote sind so groß, dass man darin schlafen kann. Es ist herrlich, sich von der Weser in den Schlaf wiegen zu lassen. Die Paddler haben auf einer Wiese ihre Zelte aufgeschlagen. Am Abend sitzen sie im Lampenschein zusammen und singen ihre Lieder.

Ein kleines, flinkes Boot flitzt über das Wasser. Ein mutiger junge hat sich ein Paar Wasserskier an die Füße geschnallt und hält sich an einer Leine fest, die ihn mit dem Boot verbindet. Das Wasser spritzt nach allen Seiten. Da hat er für einen Augenblick nicht aufgepasst, und plumps, liegt er im Wasser. Aber er lacht nur

darüber, fischt die Skier aus dem Wasser und schwimmt ans Ufer. Unter farbigen Sonnenschirmen sitzen hier die Menschen und freuen sich über das bunte Bild und das Leben und Treiben an der Weser.

Das Flachhügelland

Die Landschaft

Von den Bergen, die den lippischen Westen an drei Seiten begrenzen, sieht das Land fast wie eine Ebene aus. In Wirklichkeit sind aber nur die Täler der Werre und Bega ganz eben. Außerhalb der Flussniederungen erblicken wir fast überall Hügel und Bodenwellen. Sie sind so niedrig und flach, dass wir sie aus der Ferne kaum wahrnehmen. Nur die höchsten Erhebungen fallen ins Auge: der bewaldete Lager Berg (157 m) und der Evenhauser Berg (145 m).

Zwischen Feldern und Wiesen liegen verstreut überall kleine Waldinseln. Nach einem ausgedehnten Waldgebiet aber suchen wir vergebens. Kein Teil unseres Landes ist so arm an Wald wie das Flachhügelland.

Überall sehen wir Häuser: einzelne Bauernhöfe inmitten ihrer Felder, Wiesen und Baumhöfe, unregelmäßige Gruppen älterer Gebäude, lange Reihen von Neubauten. Die Häuser sind nicht so dicht zusammengedrückt wie in den Dörfern des lippischen Berglandes. Sie liegen weit verstreut. Größere Flächen, die ganz frei sind von Siedlungen, gibt es kaum. So gehen viele Dörfer ineinander über; ihre Grenzen sind kaum erkennbar.

Kein Gebiet unseres Landes ist so dicht bevölkert wie das Flachhügelland. Auf einer Fläche, die kaum den fünften Teil Lippes ausmacht, lebt mehr als die Hälfte seiner Bewohner. Im Flachhügelland und an seinem Rand liegen nicht nur die bedeutendsten Städte, sondern auch sehr viele der großen Dörfer. Fast alle Gemeinden haben mehr als tausend Einwohner. In den übrigen lippischen Landschaften sind Dörfer dieser Größe selten.

Das Land der Arbeiterwohndörfer

Der lippische Westen hat fruchtbare Ackerböden. Darum liegen hier viele große und schöne Bauernhöfe. Aber der weitaus größte Teil seiner Bewohner ist heute nicht mehr in der Landwirtschaft beschäftigt, sondern arbeitet in Fabriken und Handwerksbetrieben. In fast allen Gemeinden sind in den letzten fünfzehn Jahren kleinere Industriebetriebe gegründet worden, hauptsächlich Möbelwerkstätten, aber auch Nähereien, Spritzguss- und Schuhfabriken. Einige haben sich zu größeren Unternehmen entwickelt. Die Polstergestellfabrik in Kachtenhausen beschäftigt 550 Menschen. Tausende finden ihren Arbeitsplatz schon heute in ihren Wohnorten. Aber noch mehr Arbeiter fahren in die Fabriken der nahe gelegenen Städte, nach Bielefeld (mehr als 4000), Herford, Bad Salzuflen, Schötmar, Detmold, Lerngo und Lage. Von den 3500 Einwohnern Helpups üben 1200 ihren Beruf außerhalb des Ortes aus. Die meisten Menschen arbeiten nicht in ihren Dörfern, sie wohnen nur dort. So sind die Ortschaften des Flachhügellandes heute größtenteils Arbeiterwohndörfer.

Warum ziehen die Arbeiter nicht in die Stadt? Warum scheuen sie nicht die Mühe und die Kosten des täglichen Weges?

In den Städten sind in den letzten Jahren Tausende von Wohnungen gebaut worden. Für das große Heer der Arbeiter aber reicht ihre Zahl immer noch nicht aus. Viele möchten auch nicht in der Stadt zur Miete wohnen. Sie wünschen sich ein Eigenheim. In den Städten ist das Bauland knapp und teuer. Schon der Kauf des Grundstücks würde die bescheidenen Ersparnisse verschlingen. Darum bauen sie lieber auf dem Land, wo die Bauplätze billiger sind. Manche der Arbeiter sind Söhne von Kleinbauern und haben ihren Bauplatz von den Eltern geerbt. Viele Menschen bleiben auf dem Land, weil sie den Lärm und die Enge der Städte nicht lieben. Städter geben ihre Wohnungen in Bielefeld, Herford und anderen großen Orten auf und bauen sich ein Haus in der Stille einer Landgemeinde.

Seitab von der verkehrsreichen Durchgangsstraße liegt diese Siedlung (s. Bild 7) mit ihren bescheidenen, sauberen und freundlichen Einfamilienhäusern. Die Eltern brauchen keine Angst zu haben, wenn ihre Kinder auf der Straße mit dem Roller fahren, Rollschuh laufen oder mit dem Ball spielen. Nur hin und wieder müssen die Spielenden einem Auto Platz machen. Wenn sie aber einen Ball suchen, der über die niedrige Hecke in einen Blumengarten geflogen ist, müssen sie aufpassen, dass sie von den Hausbewohnern nicht erwischt werden. Denn die Vorgärten sind der ganze Stolz der Siedler. Jeder möchte den schönsten haben. Regelmäßig wird die Hecke geschoren, der Rasen gemäht und das Unkraut gejätet. In jedem Winter werden die Zwergobstbäume ausgelichtet, damit sie gute Erträge bringen. Den kleineren Kindern bieten die geräumigen Gärten hinter den Häusern sichere Plätze. Dort können ihnen die Väter Sandkästen bauen. Dort wachsen die schmackhaften Früchte, die viele Stadtkinder nur vom Wochenmarkt und aus den Geschäften kennen: Erdbeeren, Stachel- und Johannisbeeren, Kirschen, Pflaumen, Äpfel und Birnen.

An die Rückseite der Häuser ist häufig noch ein Stall gebaut. Manche Hausbesitzer, besonders ältere Leute, füttern darin ein Schwein, gelegentlich auch noch eine Ziege. "Das war immer so, das soll auch so bleiben", meinen sie. Die Arbeit nach Feierabend macht zwar Mühe. Aber die frische Luft und die Ruhe sind bekömmlich nach dem Lärm und der Hast der Fabrik, die selbstgezogenen Früchte sind frischer als die aus dem Laden, und was kann es wohl Besseres geben als hausgemachte lippische Wurst! Die jungen Menschen aber halten nicht mehr viel von der Landwirtschaft. "Es kommt doch nichts dabei heraus", sagen sie. "Wozu sollen wir uns auf den Feldern abrackern?" Sie bauen die Ställe zu Garagen um, kaufen die Milch am Milchwagen, das Fleisch im Schlachterladen und die Kartoffeln von einem benachbarten Bauern. Einen kleinen Gemüsegarten aber bestellen die meisten auch heute noch.

In dieser Siedlung seht ihr keine Brunnen mehr, keine Pumpe, keine Düngergrube, keine Straßengräben mit übelriechenden Schmutzwässern aus Küche und Waschküche. Wie in der Hälfte aller Gemeinden des lippischen Westens gibt es hier bereits eine Wasserleitung. Ein Kanal leitet das Schmutzwasser zu einer Kläranlage.

Die Hausfrauen brauchen zu Einkäufen nicht mehr in die Stadt zu fahren. Früher gab es in den Dörfern gewöhnlich nur den kleinen Kramladen in der Gastwirtschaft. Heute kann man in den großen Dörfern -beinahe alles kaufen: Radios, Fernsehgeräte, Waschmaschinen, Fahrräder, Möbel, Bekleidung. Manchmal freilich fahren die Leute zum Einkaufen auch in die Stadt, weil die großen städtischen Geschäfte eine reichere Auswahl bieten. Besonders die großen Warenhäuser Bielefelds locken zahlreiche

Käufer aus dem lippischen Westen an. In einigen größeren Orten haben sich sogar schon Ärzte, Zahnärzte und Apotheken niedergelassen. Auch der Weg zur Kirche ist für viele Menschen kür geworden. In den letzten Jahren hat man in Wülfer-Bexten, Holzhaus Bechterdissen, Lockhausen und Retzen neue Kirchen errichtet. Außerdem wurden zahlreiche Gemeindehäuser gebaut.

Für die Kinder ist gut gesorgt. Überall gibt es schöne Schulen. Ein besitzen sogar Lehrschwimmbekken. Darin können die Kinder das gar Jahr hindurch baden und schwimmen. In vielen Gemeinden des lippischen Westens können sich die Kinder auf Sportplätzen oder in Turnhall tummeln.

Nicht in jedem Dorf freilich wohnen so viele Kinder, dass man für! große Schulen mit sechs bis acht Lehrern einrichten könnte. Darum schließen sich benachbarte Gemeinden zusammen und bauen gemeinsam eine einzige große Schule, eine Mittelpunktschule. Die Schule Leopoldhöhe, zu der auch die Gemeinden Schuckenbaum, Krentrup und Niehagen gehören, ist eine der ersten Mittelpunktschulen des Landes Nordrhein-Westfalen. Wie die Väter zu den Fabriken, so fahren viele Kind mit dem Bus zur Schule.

In früheren Zeiten haben die Menschen in den Städten wie die Bewohner der Dörfer gelebt. Heute werden umgekehrt die Dörfer den Städten immer ähnlicher.

Der Teutoburger Wald

Die drei Ketten

Von vielen Stellen am Rand des oberen Werretales kann man de ganzen lippischen Teil des Teutoburger Waldes überschauen. Zur Linke erblickt man den höchsten Berg, die 468 m hohe Velmerstot. In der Mitt erkennt man die Grotenburg mit dem Hermannsdenkmal und ganz recht den langgestreckten Tönsberg an der Westgrenze des Lipperlandes. Da zwischen liegen noch viele andere Berge. Sie sind wie die Glieder einer Kette aneinandergereiht. Darum sagt man: Der Teutoburger Wald ist ein Kettengebirge.

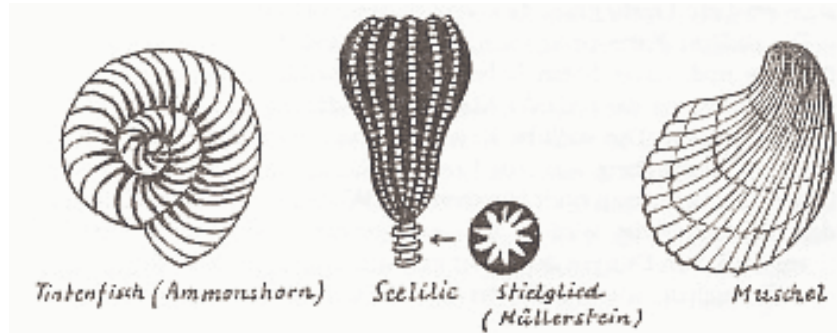
Wenn wir aber aus einem Flugzeug herabsehen, merken wir, dass das Gebirge in Wirklichkeit aus drei nebeneinander liegenden Ketten besteht, der nördlichen, der mittleren und der südlichen Kette.



Die kleinen Berge der nördlichen Kette sind mit Buchenwald bedeckt oder bis oben hin beackert. In vielen Steinbrüchen bricht man Kalkstein, in dem ihr viele versteinerte Muscheln finden könnt. Darum heißt er Muschelkalk. Die großen Bruchsteine werden zum Bauen von Mauern gebraucht, die kleinen dienen als Straßenschotter.

Wie ist der Muschelkalk entstanden?

Vor langer, langer Zeit, als noch keine Menschen lebten, war unsere Gegend von einem großen Meer bedeckt. In ihm lebten viele Tiere, wie Seelilien, Muscheln und Tintenfische. Nach ihrem Tode sanken sie auf den Meeresboden, wo sich ihre Schalen in großen Mengen anhäuferten. Dadurch bildeten sich mit dem Schlamm nach und nach waagrecht liegende Schichten, die oft sechzig bis hundert Meter stark wurden. In langen Zeiträumen wurde aus dem Schlamm und den darin eingeschlossenen Schalen ein festes Gestein: der Muschelkalk.



Die mittlere Kette besteht aus Sandstein und trägt Nadelwald. Einige kleine Berge sind mit Heide bewachsen. Früher gebrauchte man den Sandstein der mittleren Kette zum Häuser- und Kirchenbau. Auch der Unterbau des Hermannsdenkmals ist aus Sandsteinen der Grotenburg gemauert worden. Heute sind die Steinbrüche still und verlassen; der Sandstein wird nicht mehr gebrochen, weil er zu schnell verwittert.

Die südliche Kette weist viele hohe Berge auf. So ist der 393 m hohe Bielstein noch einige Meter höher als die benachbarte Grotenburg. Auf seiner Höhe ragt der schlanke Mast des Rundfunk- und Fernsenders Bielstein empor. Die südliche Kette trägt herrlichen Buchenwald, durch den man stundenlang wandern kann. In diesen Bergen und ihren Ausläufern begegnet man noch Hirschen und Wildschweinen. Der Kalkstein der südlichen Kette wird in Kalköfen gebrannt. Man verwendet den Branntkalk zum Düngen der Felder und zum Bauen. Ihr habt sicher schon einmal gesehen, wie die Maurer den Kalk löschen und mit Sand und Wasser zu Mörtel mischen. Bei Augustdorf und Oerlinghausen werden in großen Hartsteinwerken aus gemahlenem Kalk, Sand und Wasser weiße Bausteine gepresst. Ein einziges Werk stellt in einer Woche eine Million Steine her.

Die Sandsteine und das Kalkgestein der Südkette sind ähnlich wie der Muschelkalk im Meere entstanden. Diese versteinerten Schichten sind nicht waagrecht liege geblieben, wie ihr in jedem Steinbruch beobachten könnt. Durch gewaltige Erdkräfte sind sie seitlich zusammengedrückt worden. Denkt euch ein paar Tücher, die auf einem Tisch waagrecht übereinanderliegen und dann von zwei Seiten zusammengeschoben werden! So etwa sind die Gesteinsschichten des Teutoburger Waldes aufgefaltet worden. Im Laufe von vielen tausend Jahren wurden die Bergketten durch den Regen und die Bäche zernagt. So bildeten sich die vielen Täler zwischen den Bergen.

Die bekanntesten Berge des Teutoburger Waldes liegen in der mittleren Kette: die Velmerstot, die Grotenburg und der Tönsberg.

Die Velmerstot

Wir wollen heute einmal die Velmerstot 'besteigen. Von der Silbermühle wandern wir im schönen Silberbachtal hinauf. Der Bach hat im Laufe der Jahrtausende die lose Erde und die kleinen Steine weggespült und sein Bett immer tiefer gefressen. Aber die großen Steine konnte er nicht mitreißen. Sie liegen verstreut im schmalen Tal. Freudig klettern unsere Jungen über die dicken Felsbrocken. Das Wasser des Baches umspült sie und glitzert oft wie Silber. An manchen Stellen rauscht und schäumt es. Unsere Mädchen freuen sich am Spiel des plätschernden Wassers. Wie gern würden die Jungen an den kleinen Wasserfällen Pütchermühlen bauen! Aber dazu haben wir heute keine Zeit, Wir müssen weiter den schmalen Weg hinauf.

Endlich kommen wir an der Kattenmühle an und sehen die ersten Häuser von Veldrom. Es liegt 350 m hoch und ist das höchste Dorf Lippes. Bald haben wir die kleine Dorfschule (gibt es heute nicht mehr) erreicht. Sie hieß "Heinrich-Schacht-Schule". Heinrich Schacht wirkte vor etwa 100 Jahren als Lehrer in Veldrom. Er hat viele Jahre die Vögel belauscht und darüber ein Buch geschrieben. "Die Vogelwelt des Teutoburger Waldes" heißt es. Seht mal zu, ob ihr das Büchlein in eurer Schillerbücherei entleihen könnt!

Der heutige Lehrer führt uns zu einer kleinen Wetterstation in seiner Garten. Er erzählt:

"Hier habe ich einen Regenmesser Jeden Tag um halb acht Uhr sehe ich nach, wie viel Millimeter Regen in den letzten vierundzwanzig Stunde gefallen sind. Ich trage die Reger menge in ein Tagebuch ein. Am Monatsende zähle ich die Zahlen zusammen und melde das Ergebnis dei Wetteramt Essen. Dort laufen die Meldungen aus dem ganzen Land zusammen.

Veldrom ist das regenreichste Dorf Lippes. Bei uns fällt in vielen Jahre fast doppelt soviel Regen wie in Bad Salzuflen.

Die Regenwolken kommen vom Meer. Der Westwind treibt sie über das tiefe, ebene Münsterland. Von der langen Kette des Teutoburger Waldes und des Eggegebirges werden sie aufgehalten. Sie steigen a den Bergen empor. Dabei kühlen sie ab. Die Wolken bestehen aus feine Wassertröpfchen, die in der Luft schweben. Durch die Abkühlung bilde sich dicke, schwere Tropfen, die als Regen auf die Erde fallen. Im regenreichen Jahr 1961 haben wir 1400 mm Niederschlag gemessen. De sind 1400 Liter auf 1 qm. Im Durchschnitt sind es jährlich 1100 mm. Darum entspringen hier auch so viele kleine Bäche, deren Wasser der Silberbach zur Emmer führt. Stellt euch vor, das Regenwasser wäre nicht abgeflossen, verdunstet oder versickert! 1,40 m hoch hätte das Wasser im Dorf gestanden, allein durch die Niederschläge des Jahres 1961!

Wenn es im Winter schneit, verwende ich ein anderes Gerät. Das volle Gefäß stelle ich an den Ofen, tauge den Schnee auf und messe die Menge des Schmelzwassers. Ich stelle fest, wie viel Zentimeter hoch der Schnee liegt. Auch die Schneehöhe schreibe ich ins Tagebuch. In dem kalten Winter 1963 lag hier so viel Schnee, dass Heidi und Sigrun, die weit vom Dorf entfernt wohnen, tagelang nicht zur Schule kommen konnten Die Hauptstraße musste nach jedem Neuschnee durch einen Schneepflug geräumt werden, sonst wären die Autos steckengeblieben. Aber die

Skiläufer aus Detmold, Paderborn und anderen Orten freuten sich. Sie konnten auf den Wiesen am Bauernkamp herrlich Wintersport treiben.

Im Frühjahr dauert es sehr lange, bis der Schnee geschmolzen ist. Unsere Felder steigen bis 440 m an den Hängen hoch. Darum zieht der Frühling bei uns viel später ein als zum Beispiel in Bad Salzuflen, das nur 75 m hoch liegt. Bäume und Büsche blühen hier drei Wochen später als im unteren Werretal. Hier im Schulgarten hängen jetzt noch Stachelbeeren und Johannisbeeren an den Sträuchern, während ihr schon seit Wochen keine mehr habt. Hier kann der Bauer erst pflügen und säen, wenn bei euch die Saat längst wächst. Wir fahren ein, wenn bei euch schon wieder zur Herbstbestellung geackert wird. ja, Bauer sein ist bei uns schwer."

Mit einem Dank verabschieden wir uns und klettern den steilen Weg zur Velmerstot hinauf. Da oben sind die Fichten und Kiefern verkrüppelt. An der Westseite, von der meist der Wind weht, tragen sie kaum noch Äste. Es ist, als ob die Stürme, die hier oben ihre ganze Kraft entfalten können, die Stämme an der einen Seite kahl geschoren hätten. Vereinzelt nur stehen die Bäume. Der steinige Boden ist mit Bickbeersträuchern und Heidekraut bewachsen. Auf den mächtigen Sandsteinblöcken der höchsten Kuppe, von der unser Blick weit über das Land geht, rasten wir und erholen uns von der Mühe des Aufstiegs.

Die Externsteine

In der Nähe der Velmerstot, bei der Stadt Horn, ragen die Externsteine aus den Baumkronen des Waldes hervor. Es sind dreizehn mächtige Sandsteinfelsen. Der kleinste ist 20 m hoch, der schlanke zweite Felsen misst 38 m. Ursprünglich waren die Steine von Erde bedeckt. Aber das Wasser hat die Erde fortgespült. Durch Regen und Frost verwitterte viel Gestein. Auch die losen Steine wurden im Laufe der Jahrtausende vom Wasser weggerissen. Was hart und fest war, blieb stehen. Und das sind nun die Externsteine. Nur die ersten vier Felsen hat das Wasser ganz freigewaschen, die andern stecken noch halb im Berge.



An vielen Stellen setzte sich Moos auf das Gestein, Efeu schmiegte sich an, die Samen von Blumen und Gräsern, vom Winde oder von Vögeln auf die Felsen getragen, senkten ihre Wurzeln in Spalten und Risse. Vögel, vor allem die "Extern", so nannte man früher die Elstern, bauten ihre Nester auf den Klippen. Daher kommt vielleicht der Name "Externsteine".



Voll Staunen haben gewiss schon unsere Vorfahren zu den Steinriesen emporgeschaut. Sie mögen ihnen erschienen sein wie Werke der Götter. Vielleicht sind die Externsteine schon in alter heidnischer Zeit ein Heiligtum gewesen. Aber sicher wissen wir das nicht.

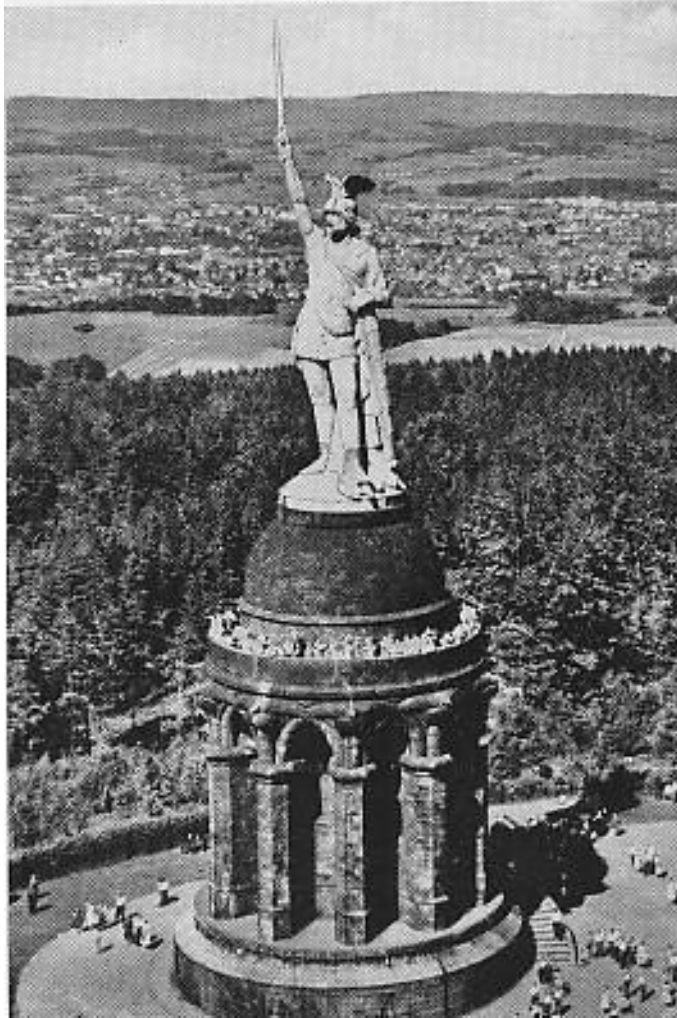
Doch dann wurden die Germanen Christen. Sie dienten nun Gott in Kirchen, Klöstern und Kapellen. Im Jahre 1115 kauften Paderbomer Mönche die Externsteine. Sie bauten das Innere des ersten Felsens, in dem wohl schon früher eine Höhle war, zu einer Kapelle aus. Oben auf dem zweiten Felsen schufen sie einen Altar. In den Steinblock vor dem Felsen meißelten sie eine kleine Grotte ein, eine Nachbildung des Heiligen Grabes in Jerusalem. Ein großer Künstler unter ihnen schuf das 5 m hohe Felsenbild. Es stellt die Abnahme Jesu vom Kreuz dar.

Das Hermannsdenkmal

Wir wandern von Detmold die Grotenburg hinauf und kommen an dem "Kleinen Hünenring", einer alten Volksburg, vorbei, Oben auf dem Berg hat man Überreste einer noch größeren Wehranlage entdeckt: "de grote Burg". Von dieser "groten Burg" hat der Berg seinen Namen erhalten. Viel ist nicht mehr zu sehen von dem "Großen Hünenring". Aber wir sind ja auf den Berg gestiegen, um uns den "großen Hermann" anzusehen.

Staunend stehen wir vor dem gewaltigen Denkmal. 54 m ist es hoch & 27 m misst der Unterbau, ebenso hoch ist die Figur aus Kupfer. Das Schwert Hermanns ist 7 m lang und 11 Zentner schwer. Wir steigen im Innern des Denkmals viele Stufen einer Wendeltreppe hinauf und gelangen auf die Galerie, von der wir hinabschauen auf die Buchen- und Nadelwälder, auf Dörfer und Städte in der Nähe und in der Ferne.

Das Denkmal erinnert uns an Hermann, den Cheruskerfürsten. Die Cherusker waren ein germanischer Volksstamm, der vor zweitausend Jahren in unserer Gegend



wohnte. Damals war das germanische Land von den Römern besetzt. Der römische Statthalter Varus war sehr habgierig. Seine Soldaten nahmen den Bauern oft das letzte Korn und das letzte Vieh fort. Da wuchs in den Herzen der Germanen der Haß gegen die Unterdrücker. Hermann sah die Not seines Volkes. Er verbündete sich mit den Nachbarstämmen, sammelte ein Heer und überfiel die Römer im Jahre 9 nach Christi Geburt. In einer dreitägigen Schlacht vernichtete er das Heer des Varus und befreite das germanische Land von der römischen Herrschaft.

Das Hermannsdenkmal ist das Lebenswerk des Bildhauers [Ernst von Bandel](#). Als junger Mann hatte er den Plan gefasst, als Greis konnte er nach fast vierzigjähriger Bauzeit das Werk vollenden. Keine Regierung, keine Stadtverwaltung gab ihm zunächst Geld dafür. In Reden und Briefen musste er es

von den Deutschen erbitten. Als die Spenden verbraucht waren, opferte Bandel sein eigenes Vermögen, so dass er selbst und seine Familie in Not gerieten. Was er begonnen hatte, wollte er auch vollenden. Mit sechzig Jahren ging er nochmals in die Lehre und wurde Kupferschmied, weil er keinen Meister fand, der ihm die große Figur aus Kupfer herstellen konnte. Stück um Stück hat er in jahrelanger Arbeit die Teile der Figur selbst geschmiedet.

1875 konnte endlich das Denkmal eingeweiht werden. Von der großen Feier, zu der Tausende in stundenlangen Fußmärschen auf die Grotenburg gekommen waren, hat man in unserem Lande noch nach Jahrzehnten erzählt.

Links zum Thema:

<http://de.wikipedia.org/wiki/Hermannsdenkmal>

[Umfangreiche Sammelseite zum Hermannsdenkmal \(http://www.erziehung.uni-giessen.de/studis/Robert/hermsam.html\)](http://www.erziehung.uni-giessen.de/studis/Robert/hermsam.html)

<http://www.owl-tourist.de/sehenswuerdigkeiten/kli/hermannsdenkmal.htm>

Luftkurorte und Sommerfrischen

Frau Meier vermietet Zimmer

"Was meinst du, Karl, wollen wir in diesem Jahre auch unser Schlafzimmer noch vermieten? Es sind schon wieder einige Anfragen von Gästen da, denen ich sonst abschreiben müßte. Fließendes Wasser ist ja in dem Zimmer, und wir würden dann für die paar Monate eben in der Bodenkammer schlafen."



So sprach Frau Meier an einem Winterabend zu ihrem Mann. Meiers wohnten in einem Ort am Teutoburger Walde. Sie hatten seit Jahren schon in ihrem Hause ein Zimmer mit zwei Betten im Sommer an Feriengäste vermietet.

"Wird dir das nicht zu viel werden? Für dich wäre es immerhin die doppelte Arbeit, für vier Gäste zu sorgen statt für zwei."

"Oh, das wird schon gehen. Es ist ja nur für ein paar Monate, und das Geld können wir gut gebrauchen. Betten und Wäsche haben wir noch, und mit der neuen Waschmaschine macht das Waschen längst nicht mehr so viel Arbeit wie früher!"

Ja, wenn du meinst. Aber dann muss im Frühjahr erst noch der Maler her. Uns wären die Tapeten im Schlafzimmer ja noch gut genug gewesen, aber wenn wir den Raum vermieten wollen, soll er auch ordentlich aussehen."

Als im Mai die ersten Gäste kamen, war bei Meiers alles vorbereitet. Der Garten war hergerichtet, der Rasen kurz geschnitten, auf der Veranda standen ein paar Liegestühle bereit. Den Kindern hatte die Mutter noch einmal eingeschärft, wie sie sich verhalten sollten: "Wenn ihr morgen aufsteht, zieht euch sofort an und tobt nicht erst unnötig im Hause umher. Lasst eure Sachen nicht auf dem Flur liegen, und lauft nicht auf der Rasen, wenn die Gäste sich dort ausruhen!"

Besonders dem zehnjährigen Fritz fiel es schwer, im Hause immer leise zu sein. Bei schönem Wetter machte er nach dem Mittagessen schnell seine Schularbeiten und verschwand nach draußen. Gewöhnlich vergnügte er sich mit seinen Freunden in der Badeanstalt. Auch seine Mutter hatte es bei schönem Wetter leicht. Dann waren die Gäste guter Stimmung, standen früh auf, und wenn sie das Frühstück verzehrt hatten, das Frau Meier ihnen aufgetischt hatte, verließen sie bald das Haus, um den ganzen Tag über draußen im Freien umherzuwandern und die frische Luft zu genießen. Dann konnte Frau Meier schon frühzeitig die Zimmer saubermachen und war zu Mittag mit dem Haushalt fertig. An Regentagen aber drehten sich die Gäste noch einmal im Bett herum, um ein Stündchen oder zwei weiterzuschlafen. "Wir versäumen ja doch nichts", meinten sie und hatten wohl recht damit.

Ja, Frau Meier hatte viel zu tun in diesem Sommer.

Sie war im Dorf nicht die einzige, die sich um die vielen Fremden mühte. All den anderen Zimmervermieterinnen ging es ebenso.

Auch die Gemeindeverwaltung und der Verkehrsverein hatten ihre Arbeit mit den Gästen. Schon im Frühjahr hatten Arbeiter die Bänke an den Wegen nachgesehen, ausgebessert und gestrichen. Männer des Verkehrsvereins hatten die Wanderwege bezeichnet und hin und wieder ein Wegweiserschild erneuert. Jetzt im Sommer wurden für die Fremden Konzerte und Omnibusfahrten in die schöne Umgebung durchgeführt. Die Kaufleute hatten die Schaufenster mit Andenken aller Art vollgestopft, und in ihren Läden war viel mehr Betrieb als im Winter.

Im Herbst wurde es in dem Luftkurort wieder ruhig. Die Fremden waren in ihre Städte zurückgekehrt. Frau Meier hatte viel Arbeit gehabt, denn den ganzen Sommer über waren ihre beiden Zimmer vermietet gewesen. Auch in den Gasthöfen hatten die Köchinnen und Kellner geschwitzt, damit die hungrigen Wanderer satt wurden. Sie hatten alle gut verdient. Kein Gast war wegen schlechten Wetters vorzeitig abgereist. Einige hatten sich schon für das nächste Jahr angemeldet, um sich wieder im schönen Teutoburger Wald zu erholen.

Link:

<http://www.lippe-tourismus-ag.de/>

Die Senne

Sennebauern in alter Zeit

Wenn ihr auf dem Tönsberg steht und nach Süden blickt, so dehnt sich vor euch eine weite Ebene aus, die in der Ferne im Dunst verschwimmt. Über Kiefernwälder und Heideflächen schaut das Auge. Weiße Sandwege und einige rote Hausdächer schimmern darin. Hin und wieder entdeckt ihr ein Stück Ackerland. Das ist die Senne.

Die Senne unterscheidet sich sehr von dem übrigen Lipperland. Fast überall besteht der Boden aus Sand. Darauf wuchs vor vielen Jahren beinahe nichts als Heidekraut. Damals zogen durch die Senne viele Schäfer mit ihren Herden von einer Heidefläche zur anderen. Die kleinen Sennebauern, die "Heidjer", hielten nur wenig Vieh: einige Kühe oder Ziegen, Schweine und Hühner. Die Kühe wurden auch als Zugtiere vor Wagen und Pflüge gespannt, denn Pferde gab es nur auf ganz wenigen Höfen. Aber auf jedem Heidehof standen unter einem Schauer lange Reihen von Bienenkörben. Wenn die Heide blühte, brachten viele Imker von der Nordseite des Teutoburger Waldes auf Pferdewagen ihre Bienenvölker. Oft hatte der Heidjer dann fünfzig bis hundert Bienenstöcke unter seinem Bienenschauer stehen. Nach der Heideblüte wurden die Bienenkörbe wieder abgeholt. Der Heidjer bekam ein kleines Standgeld. In guten Jahren haben die Imker oft viele Zentner köstlichen Heidehonig aus der Senne geholt.

Nur wenige Menschen lebten in alter Zeit in der Senne. Erst spät sind die Sennedörfer entstanden. Die ältesten liegen im Süden: Schlangen, Kohlstädt und Oesterholz. Vor dreihundert Jahren wurden die ersten Häuser von Haustenbeck

gebaut. Hundert Jahre später gründete der lippische Graf Simon August Augustdorf. Er schenkte den Siedlern den unfruchtbaren Sandboden und befreite sie für die ersten fünf Jahre von allen Abgaben. Am Schopkebach entstand Lipperreihe.

Die Sennebauern bauten zuerst ihre einfachen Häuser und Ställe. Dann pflügten sie mit ihren Kühen Heideflächen um, damit sie Ackerland bekamen. Zur Streu für das Vieh wurde jedes Jahr ein großes Stück Heide abgehackt. "Plaggen" nannte man diese mit den Wurzeln abgehackte Heide. Allein die Haustenbecker Bauern sollen jährlich zehntausend Fuder Plaggen aus der Senne geholt haben. Mit dem Heidemist wurden die Felder gedüngt. Das Heidekraut vermoderte in der Erde. Dadurch wurde der Boden nach und nach fruchtbarer. Roggen und Hafer, Kartoffeln und Buchweizen für Pickert konnten angebaut werden. Die Bauern fuhren mit ihren Kuhgespannen die Kartoffeln in die Städte; Frauen und Mädchen waren oft viele Stunden zu Fuß unterwegs, um Butter, Eier und Kochkäse zu ihren Kunden zu bringen. Noch heute heißt ein Fußweg von Haustenbeck nach Lippspringe der "Butterpatt". Ja, das Leben der ersten Sennebauern war voll Mühe und Not.

Links:

<http://de.wikipedia.org/wiki/Senne>
<http://www.foerderverein-nationalpark-senne.de/>
www.biostation-senne.de/
<http://www.senne-portal.de/>

Die Senne in „neuer“ Zeit (1967)

Als der Kunstdünger aufkam, wurden die Ernten besser. Wenn es reichlich regnet, trägt der Senneboden heute gute Früchte. In trockenen Jahren aber verdursten die Pflanzen, und die Ernte ist gering.

Große Flächen der Senne hat man schon vor Jahrzehnten mit Dampfpflügen tief umgepflügt und mit Kiefern und Birken bepflanzt. So sind die herrlichen Wälder der Senne entstanden. Wir freuen uns über ihren Reichtum an Kaninchen, Hasen, Rehen und Hirschen. Auch Wildschweine sind nicht selten.

Weil der Sandboden sehr billig war, wurde zwischen Bad Lippspringe und Augustdorf ein großer Truppenübungsplatz geschaffen. Als er später vergrößert wurde, musste das Dorf Haustenbeck von den Bewohnern geräumt werden. Heute sind die Häuser zerschossen, und nur wenige Ruinen erinnern noch daran, dass hier einmal Menschen wohnten und arbeiteten. Der Platz ist jetzt so groß, dass die Soldaten mit Panzern und Kanonen darauf üben können. Zwischen der Stapelager Schlucht und Augustdorf haben die Panzer die Heide und die Kiefern unter ihren Ketten zermahlen. So entstand eine Sandwüste. Südlich vom Großen Ehberg, in der Nähe von Augustdorf, ist für die Bundeswehr eine Soldatenstadt gebaut worden.

Augustdorf ist in den letzten Jahren schnell zu dem größten Dorf unseres Landes geworden und zählt heute 6300 Einwohner.

Schnell gewachsen ist auch Lipperreihe. Seine Einwohnerzahl stieg in zwanzig Jahren von 420 auf 1700. In dem Elektromotorenwerk dort arbeiten fast 1000 Menschen. In einer modernen Näherei nähen Frauen und Mädchen Kleider.

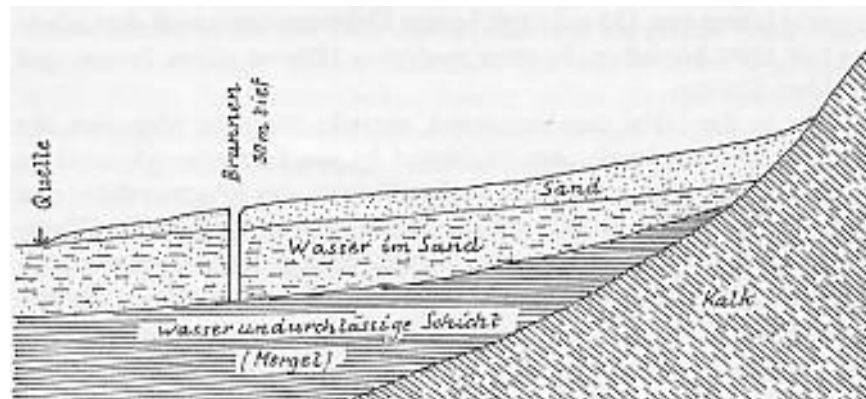
Ganz in der Nähe, am Sennerand, entsteht für 5000 Menschen die Oerlinghauser Südstadt. Am Waldrand ist ein Fernheizwerk errichtet worden. Über Ölfuern wird in großen Kesseln das Wasser erhitzt und durch Rohre in die Heizkörper der Wohnungen gepumpt. Die Hausfrauen kochen auf Elektroherden. Darum besitzen die Häuser der Südstadt gar keine Schornsteine, und die Luft wird nicht durch Rauch verunreinigt.

Das Wasser in der Senne

- Aufgaben:**
1. Bedecke das Loch im Boden eines Blumentopfes mit einer Scherbe, fülle ihn mit Gartenerde und gieße Wasser darauf!
 2. Fülle einen Blumentopf gleicher Größe mit Sand und wiederhole den Versuch!
 3. Prüfe die Feuchtigkeit von Erde und Sand nach einem Tage, nach mehreren Tagen!
 4. Verrühre Wasser mit Erde und gieße es in einen mit Sand gefüllten Blumentopf! Fange das durchsickernde Wasser in einer Schale auf!

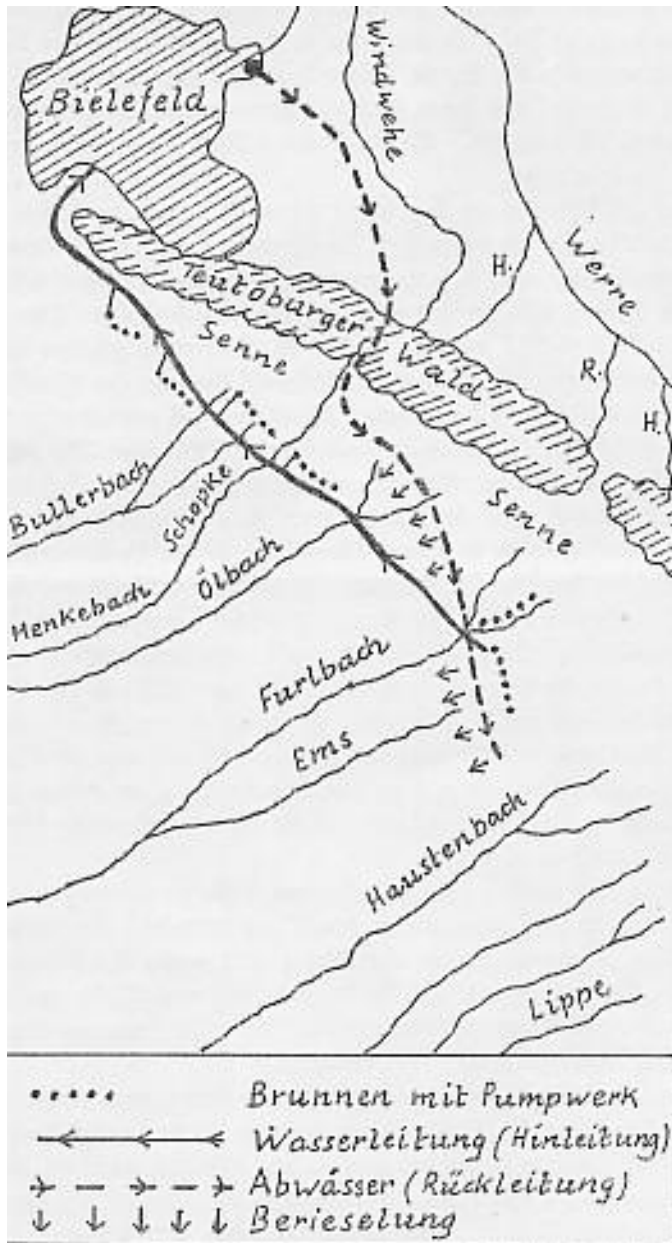
In der alten Volksburg auf dem Tönsberg entspringt der Schnakenbach. Er ist ein seltsames Gewässer. Am Fuß des Berges versickert Wasser sein Wasser im Erdreich. Der Boden besteht nämlich aus Sand und wasserdurchlässigem Kalk. Erst nach 3 km kommt es wieder an die Oberfläche.

So versickern auch die reichlichen Niederschläge, die im südlichen Teutoburger Wald und in der oberen Senne fallen, im Sand und im Kalkstein. Darum gibt es hier keine Quellen und Bäche. Aber schließlich trifft das Wasser auf eine undurchlässige



Mergelschicht. In dem Sand über dieser Schicht staut es sich. Weiter im Südwesten, wo die Mergelschicht an die Oberfläche stößt, dringt es in vielen Quellen aus der Erde. Eine Unmenge Wasser liegt unter dem Sennerand. Das erkennt ihr an der großen Zahl der Bäche und Flüsse, die in der Senne entspringen. Darunter sogar zwei größere Flüsse: die Ems und die Lippe.

Die Bielefelder erkannten früh, dass sich unter dem Sennerand viel klares



Trinkwasser befindet. Sie bohrten darum im Laufe der Zeit über hundert Brunnen in der Senne. Diese Brunnen versorgen nicht nur die Großstadt Bielefeld mit ihren 173000 Einwohnern, sondern auch das Truppenlager Augustdorf, Oerlinghausen-Süd, Lipperreihe und die Sennestadt mit Wasser.

Weil so viel Wasser aus der Senne gepumpt wurde, sank das Grundwasser. Darüber beschwerten sich die Sennebauern: Das Wasser fehlt uns. Unsere Äcker und Wiesen trocknen aus und bringen schlechtere Ernten als früher. Wir wollen unser Wasser wiederhaben. Die Abwässer der Stadt Bielefeld müssen wieder in die Senne geleitet werden." Die Bielefelder wollten zuerst nicht. Bielefeld liegt an der Nordseite des Teutoburger Waldes. Es kann seine Abwässer viel einfacher zur Werre hin ableiten. Schließlich musste die Stadt für viele Millionen DM eine 24 km lange Rückleitung bauen. Ihre Eisenrohre sind so groß, dass man hindurchkriechen kann. Auf der Karte könnt ihr die Leitung verfolgen. Bei Oerlinghausen führt sie in einem Tunnel durch den Teutoburger Wald. Die Bielefelder

Stadtwerke pumpen die geklärten Abwässer durch die Rohre in die Senne zurück. Wiesen und Felder werden damit berieselt. Auch das geklärte Abwasser enthält noch mancherlei Schmutz. Dieser Schmutz ist für die Pflanzen wertvoller Dünger. Darum wird auf den berieselten Feldern heute viel mehr geerntet als früher. Das Wasser versickert in dem sandigen Untergrund. Wie ein Filter fängt der Sand alles auf, was noch an Schmutz in dem Wasser schwimmt, so dass es klar und sauber wieder in die Bäche gelangt. So ist beiden geholfen: dem Großstädter und dem Sennebauern.

Die Bäche, die südlich des Teutoburger Waldes entspringen, fließen der Ems zu oder der Lippe, die in den Rhein mündet. Alle Wasserläufe nördlich des Gebirges streben der Werre und somit der Weser zu. So scheidet der Teutoburger Wald das Wasser, das zum Rhein und zur Ems strömt, von dem Wasser, das zur Weser fließt. Wir nennen den Teutoburger Wald deswegen eine Wasserscheide.

Während der Heideblüte wurde früher die Senne von vielen Wanderern besucht. Aber die Heideflächen werden immer spärlicher; immer mehr müssen sie dem Menschen und seinen Werken weichen. Und doch ist die Senne auch heute noch ein

lohnendes Wanderziel. Im Furlbachtal kann man seltene Pflanzen finden. Der Bach hat seinen Namen von den Forellen, die sich in seinem klaren Wasser wohlfühlen. Das Furlbachtal steht wie das schöne Ölbachtal unter Naturschutz. Auch das Schopketal (Schopbieke = Schafbach) bei Oerlinghausen wird wegen seiner Schönheit oft durchwandert.

Der Norderteich

Fast schon ein kleiner See ist dieser Teich, der vor vielen hundert Jahren von Paderborner Mönchen als Fischteich angelegt wurde, Es könnte uns wohl verlocken, an seinem Ufer ein Zelt aufzuschlagen und dort unsere Sommerferien zu verbringen. Aber der Teich mit seiner Umgebung ist zum Naturschutzgebiet erklärt worden. Da sind solche Freuden verboten.



Ein dichter Gürtel von Erlen, Birken, Weiden, Schilf, Binsen und anderen Wasserpflanzen umschließt das Wasser. Dieses Dickicht ist die Heimat vieler Wasservögel. Wilde Enten, Wasserhühner und Taucher finden hier genügend Nahrung, und das Schilf bietet ihnen Platz und Ruhe, ihre jungen auszubrüten und großzuziehen. Alle diese Vögel hätten wir längst vertrieben, wenn wir hier ein

fröhliches Badeleben führen wollten.

Vor uns flattert eine Ente umher. Sie lässt einen Flügel hängen und kann nicht mehr recht fliegen. Die müsste doch leicht zu fangen sein, denken wir und verfolgen sie eine Strecke. Da fliegt sie plötzlich munter davon. Wir bleiben verblüfft stehen. ja, sie hat uns wirklich angeführt. Wir waren ihren Jungen zu nahe gekommen. Mit einer List hat sie uns weggelockt. Nun sind sie im dichten Schilf in Sicherheit, und in einem weiten Bogen streicht die Mutter zu ihnen zurück.

Auch eine Haubentauchermutter mit ihrer Brut haben wir gestört. So schnell sie können, schwimmen die Kleinen zur Mutter und verkriechen sich in ihrem Gefieder. Mit dieser Last auf dem Rücken strebt sie dem schützenden Röhricht zu.



Vom Spätsommer bis in den Herbst versammeln sich hier alljährlich Riesenschwärme von Staren. Vor der Reise in den Süden machen sie ihre "Flugübungen". Den Tag über haben sie in der Umgebung nach Futter gesucht. Bevor sie zum Schlafen in das Schilf einfallen, fliegen sie in einer dichten Wolke auf und ab, ziehen sich auseinander und ballen sich wieder zusammen. Da will ein Greifvogel aus diesem Schwarm eine Beute holen. Doch ganz dicht rücken die Stare zusammen, umfliegen den Räuber, greifen ihn von allen Seiten an und vertreiben ihn. Ohne die erhoffte Beute verschwindet er ärgerlich im Wald. Haben die Vögel sich zum Schlafen im Röhricht niedergelassen, nimmt das Schwatzen und Lärmen noch stundenlang kein Ende.

Alle zwei Jahre lockt im Herbst ein besonderes Schauspiel viele Besucher an: der Fischfang. Die Fischer lassen langsam das Wasser des Teiches ab. Die Fische schwimmen mit dem abziehenden Wasser in ein tiefes

Fangbecken am Teichausfluss. Mit Netzen werden sie herausgefischt, sortiert und an Ort und Stelle verkauft. Von weit her sind die Fischhändler gekommen, um Karpfen, Schleie, Aale und Hechte für ihr Fischgeschäft einzukaufen.

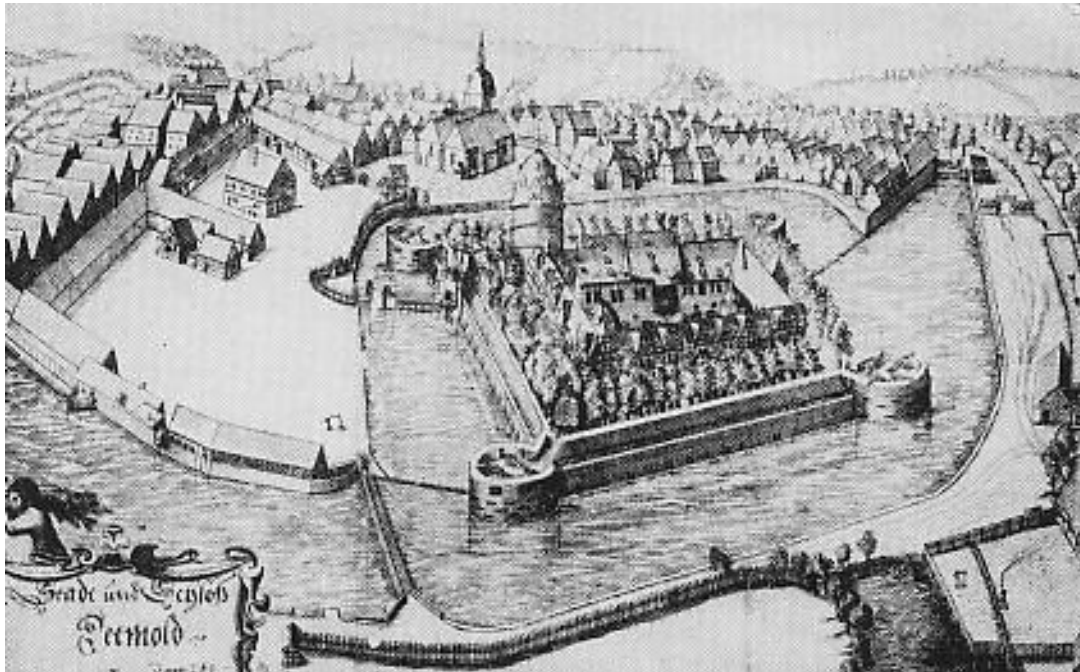
Link:

<http://www.landesverband-lippe.de/forst/TextFischerei01.htm>

Die alte Residenzstadt Detmold

Im Jahre 1447 waren böhmische Soldaten in das Lipperland eingebrochen und hatten Burgen und Städte zerstört, darunter auch Detmold. Damit solch ein Unglück sich nicht wiederhole, begannen die Grafen zur Lippe um das Jahr 1470, in Detmold eine mächtige Wasserburg zu erbauen. 40 m breit wurde der tiefe Graben ausgehoben und mit dem Wasser der Berlebecke gefüllt. Um diese Zeit machten die Grafen zur Lippe Detmold zu ihrer Residenz. So nennt man den ständigen Wohnort eines Herrschers. Darum wird Detmold noch heute "Residenzstadt" genannt.

Über 100 Meter lang war jeder der vier hohen und dicken Mauern, welche die Wohngebäude umgaben. Ein so gewaltiges Bauwerk konnte nicht in ein paar Jahren errichtet werden. An den Mauern des Schlosshofes findet ihr die Jahreszahlen 1552, 1552 und 1557. Nun könnt ihr euch selbst ausrechnen, wie viele Jahre vergingen, bis das Schloss vollendet war. Freilich ist nicht ohne Unterbrechung daran gearbeitet worden, manchmal ruhte die Arbeit jahrelang.



Detmold um 1663

Aufgaben: An den Ecken des Mauervierecks seht ihr runde Türme vorspringen. Man nannte sie früher Bollwerke oder Bastionen. Erkennt ihr darauf die Kanonen?

Warum hat man die Bollwerke gebaut?

Wie war der Zugang zur Burg geschützt?

Vor dem Eingang der Burg lag ein öder und kahler Platz. Er war an drei Seiten von langgestreckten und niedrigen Gebäuden umgeben. Das war die Meierei Detmold, der gräfliche Bauernhof. Was der Graf und seine Burgmannen an Lebensmitteln

brauchten, wurde nicht in Lebensmittelgeschäften oder auf dem Wochenmarkt gekauft; das mussten die Bauern aus der Nachbarschaft dem Grafen als Steuern liefern, oder es stammte von seinen eigenen Feldern, aus dem Garten und dem Stall der Meierei.



Auch die Meierei war an einer Seite durch einen Arm des Burggrabens geschützt. Er hieß der Faule Graben.

Der Graf besaß ganz in der Nähe des Schlosses auch eine Mühle. Ihr seht sie ganz rechts am Rande des Bildes.

Wie klein war damals doch Detmold! Nur siebenhundert Menschen wohnten im Jahre 1590 in der Stadt. Sie

konnte sich nicht mit Blomberg messen und erst recht nicht mit dem reichen und mächtigen Lemgo. In fünf Minuten schritt man vom Lemgoer Tor zum gegenüberliegenden Hornschen Tor oder von der Bruchpforte zum Bürgerturm am Ende der Schülerstraße. Drei Viertel der Stadt waren von einer dicken Mauer aus Bruchsteinen umgeben. Sie reichte von der Bruchpforte über das Hornsche Tor bis zum Lemgoer Tor. An der Nordseite (vorn im Bild) schlossen die Befestigungen der Burg den Mauerring. Überreste der Mauer könnt ihr heute noch in der Bruchmauerstraße und in der Adolfstraße sehen.

Als in späterer Zeit die Kanonen immer mehr verbessert wurden, boten Gräben und Mauern keinen Schutz mehr gegen Feinde. Um den Vorplatz des Schlosses zu verschönern und die Zufahrt zu erleichtern, wurden seit 1781 Teile der nutzlos gewordenen alten Befestigungen beseitigt. Könnt ihr euch denken, was man getan hat, um den heutigen Schlossgarten zu schaffen?

Aufgabe:- Andere Lippische Wasserburgen sind Brake, Wendlinghausen und Reelkirchen. Suche diese Orte auf der Karte!

Auf einem Ausflug zum Hermannsdenkmal seid ihr sicherlich schon unter den schattigen Bäumen der Allee am Kanal entlanggegangen. Ihr erinnert euch an die Schwäne, die ihr gefüttert habt, an die rauschenden Wasserfälle und auch an das stattliche Gebäude, in dem heute die Hochschule für Musik untergebracht ist. Früher war es ein Schloss (französisch: Palais), und deshalb heißt es heute noch das Palais, und der schöne Berggarten dahinter trägt den Namen Palaisgarten.

Das Palais und der Kanal sind vor zweihundertfünfzig Jahren vom Grafen Friedrich Adolf geschaffen worden. Er war ein rechter Leichfuß, der es nicht ertragen konnte, wenn er Geld in der Tasche hatte. Als junger Mann war er in Paris gewesen und hatte das prunkvolle Schloss Versailles gesehen, das sich der Franzosenkönig draußen vor der Stadt erbaut hatte. So prächtig sollte auch seine Residenz werden. Für seine stolze, verschwenderische Frau errichtete er das Palais. Draußen im Büchenberg aber erbaute er ein Fasanenhaus. Darin ließ er Fasanen aufziehen und später im Freien aussetzen, damit er sie jagen konnte. Das Fasanenhaus erweiterte er zu einem Schlösschen. Ein Gewächshaus entstand, in dem man Blumen und andere Pflanzen aus warmen Ländern zur Winterzeit unterbrachte. Es war so groß und schön, dass man darin Feste feiern konnte. Ein Garten mit Laubengängen, Teichen, Springbrunnen, Wasserfällen, Blumenbeeten und einer Grotte umgab die Gebäude.



Der Graf wollte den Weg vom Detmolder Schloss zu dieser Anlage nicht im Kutschwagen zurücklegen. Er hatte sich etwas ganz Feines ausgedacht. Bauern aus der Umgebung Detmolds mussten einen Kanal graben und mit ihren Gespannen

die Tausende von Fudern Erde abfahren. Aus Steinbrüchen karrten sie die Steine für drei Schleusen herbei, für die oberste allein 288 Fuder. Die Schleusen mussten gebaut werden, damit das Wasser in dem Kanal nicht zu schnell floss. Dann schaffte er zwei prunkvolle Schiffe an. Da gab es etwas zu sehen für die Detmolder, wenn der Graf und die vornehme Hofgesellschaft in den mit bunten Fahnen geschmückten Schiffen den Kanal hinauffuhren, um draußen glanzvolle Feste zu feiern. Das alles verschlang ein Heidengeld, doch allein die Fahne auf dem Grafenschiff so viel gekostet wie acht fette Schweine. Alle Steuern des Landes verwandte der Graf dazu, die Handwerker zu bezahlen. Er verkaufte den Mist aus seinen Ställen und das Gemüse aus seinem Garten und hatte doch oft nicht Geld genug, die Butter auf seinem Tisch und die Kerzen für die Beleuchtung des Schlosses zu bezahlen. Die Lipper hatten unter diesem Herrn nichts zu lachen. Wehe dem Bauern, der es wagte, über einen Weg zu fahren, dessen Benutzung der Graf verboten hatte! Wenn er erwischt wurde, musste er schwere Strafe bezahlen. Und wenn einmal ein Bauer das Korn oder das Holz, das er dem Grafen jährlich liefern musste, nicht pünktlich brachte, so standen gleich die Soldaten des Grafen auf seinem Hof und nahmen mit Gewalt oft mehr, als ihrem Herrn zustand. Aber das alles half dem Grafen nicht aus seiner Geldnot. Schließlich war unser Land so verschuldet, dass Friedrich Adolfs Nachfolger bei anderen Fürsten Geld leihen und dafür einen Teil Lippes, das Amt Sternberg, verpfänden musste.

Das Gewächshaus im Büchenberg brannte bei einem Fest im Jahre 1729 nieder. Die Gartenanlagen verfielen. Nur die Allee mit dem Kanal und dem Palais blieb bis heute erhalten. Nicht immer haben im Detmolder Schloss solche Verschwender gewohnt wie Friedrich Adolf. Es gab auch sparsame und tüchtige Herrscher, die für ihre Untertanen gesorgt haben wie gute Väter für ihre Kinder.

Lemgo

Bernhard zur Lippe gründet Lemgo

In eine Zeit, die bald achthundert Jahre zurückliegt, müsst ihr euch jetzt versetzen. Da ritt vom Teutoburger Wald her eine Ritterschar auf das Begatal zu. Der Anführer, der Edle Herr Bernhard II. zur Lippe, hatte auf einem Reichstag vom Kaiser Friedrich, dem Rotbart, die Erlaubnis erhalten, einige Städte zu bauen. Dörfer und einzelne Bauernhöfe fanden sich zahlreich in seinem Land, aber an Städten fehlte es noch. Herr Bernhard hatte es anderswo gesehen, wie sich hinter den schützenden Gräben und Wällen die Leute ansiedelten, wie aus Bauernsöhnen Handwerker und Kaufleute wurden. Hier ließ sich viel Geld verdienen. Davon bekam auch der Herr seinen Anteil.

Wenn feindliche Heere in das Land eindrangen, waren die Bauern oft schutzlos. Ihnen blieb nichts anderes übrig, als sich in den dichten Wäldern zu verstecken und zu warten, bis der Feind abgezogen war. Wenn sie zurückkamen, fanden sie oft Haus und Hof ausgeplündert oder ausgebrannt vor. Die festen Anlagen einer Stadt aber, hinter denen die Bürger sich verteidigten, versperrten den feindlichen Scharen den Weg und zwangen sie zur Umkehr.

Solche Gedanken gingen Herrn Bernhard auf seinem Ritt durch den Kopf. Eine Stadt hatte er schon gebaut. Sie lag südlich des großen Waldes an der Lippe. Lippstadt

hatte er sie deswegen genannt. Nun war er auf der Suche nach einem Platz für die zweite Stadt. Nördlich des Waldes wollte er sie erbauen.

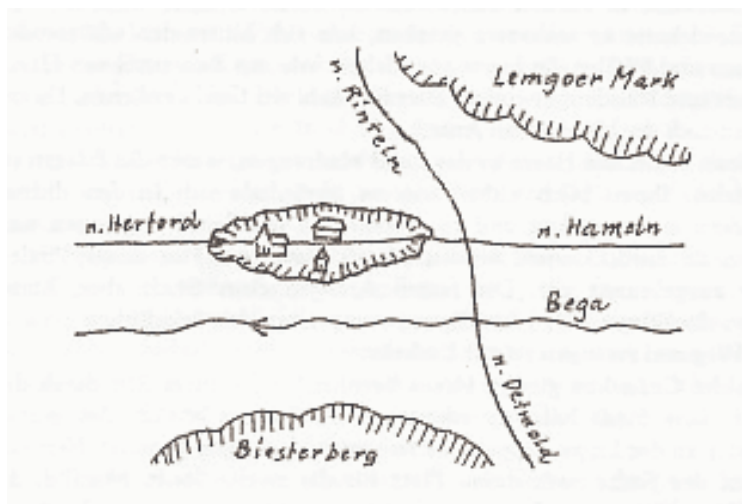
Auf einer kahlen Bergkuppe, dem Biesterberg, hielt die Schar an. Vor den Reitern breitete sich das Begatal aus. Im Osten traten die Berge bis dicht an den kleinen Fluss heran, dann aber weitete sich das Tal, und im Westen verloren sich die Blicke in der Ebene. Hier irgendwo sollte die neue Stadt stehen. Aber wo war der geeignete Platz?.

Fest und trocken musste der Boden sein. Nicht in Sumpf und Morast konnte man die Häuser errichten, auch nicht auf Bergeshöhe, weil es dort an Wasser fehlte und der Platz nicht ausreichte. Dazu musste man die Stadt auch gut verteidigen können, denn Kriegsgeschrei ertönte oft in jenen Zeiten.

Weiter ging der Ritt ins Tal zu einigen Bauernhäusern, die sich um eine Kirche scharten, in deren Nähe sich zwei Handelsstraßen kreuzten. Johannes dem Täufer war die Kirche geweiht. Sie lag im Limga, dem "Lehmgau". Diesen Namen trug die Gegend zu Recht, denn zäh und hartnäckig klebte der Lehm nach einem regenreichen Tag an den Hufen der Pferde.

Nach einem Mahl beim Priester bestieg Herr Bernhard den Turm und schaute sich um. Die Kirche und die Häuser lagen auf einem flachen Buckel, der ungefähr einen Kilometer lang war und sich von Osten nach Westen erstreckte. In der Breite maß er nur wenige hundert Meter. Im Süden und Südwesten schlängelte sich die Bega in vielen Windungen durch eine sumpfige Niederung, die bei Hochwasser oft von den Fluten überspült wurde. Von den waldbestandenen Hängen im Norden kamen einige wasserreiche Bäche herunter, umflossen den Buckel in Sumpf und Morast nach Westen und gaben dann ihr Wasser in die Bega ab. Die alte Handelsstraße von Herford nach Hameln führte an der Kirche vorbei und kreuzte sich im Osten mit dem

Weg, der die Bischofsstädte Minden und Paderborn miteinander verband.



Als der Ritter aufmerksam die Gegend betrachtete, kam ihm plötzlich der Gedanke: Hier könnte die Stadt stehen. Voller Eifer begab er sich mit einem seiner Begleiter auf einen Erkundungsgang. Ja, fest genug war der Boden hier. Dass man Häuser darauf errichten konnte, merkten sie bald. Als sie sich aber dann

nach rechts und links wandten, gab der Boden unter ihren festen Schritten nach. Nicht lange, und sie saßen im Morast fest und hatten Mühe, wieder festen Boden zu erreichen. Hier würde es auch der Feind schwer haben, durchzukommen. Dieser Platz war gut zu verteidigen. Nach diesem Gang stand es für Herrn Bernhard fest. - Hier baue ich meine Stadt.

Bald ging es an die Arbeit. Der sonst so stille Platz zu St. Johann hallte wider vom Lärm der Bauleute. Mit lautem Rufen trieben die Bauern ihre Pferde an, die die schwerbeladenen Wagen mit Holz oder Steinen ziehen mussten. Oft kam Herr Bernhard selber herübergeritten und trieb zu schnellerer Arbeit an. Er konnte es kaum erwarten, dass die ersten Bürger in die Stadt einzogen.

Die ersten Bewohner der Stadt

Auf einem Ritt nach dem Bauplatz traf der Ritter einen Bauern, der seine Pferde ein wenig verschnaufen ließ.

„He, hier wird nicht gefaulenzt!“ herrschte er ihn an.

"Edler Herr, die Pferde brauchen Ruhe, die schweren Fuhren strengen an, und der Arbeitstag ist lang."

"Woher kommst du?"

"Aus dem Dorfe Riepen, Herr."

"Hast du einen großen Hof?"

"Nein", antwortete der Bauer, "und die Abgaben sind hoch, zu viel Korn müssen wir bei eurem Vogt abliefern, zu oft müssen wir mit Knechten und Pferden Dienste leisten wie jetzt beim Bau der Stadt. Und nun beginnt die Ernte. Da wird auf dem Hof jeder Arm gebraucht. Aber Steine müssen wir fahren für andere!"

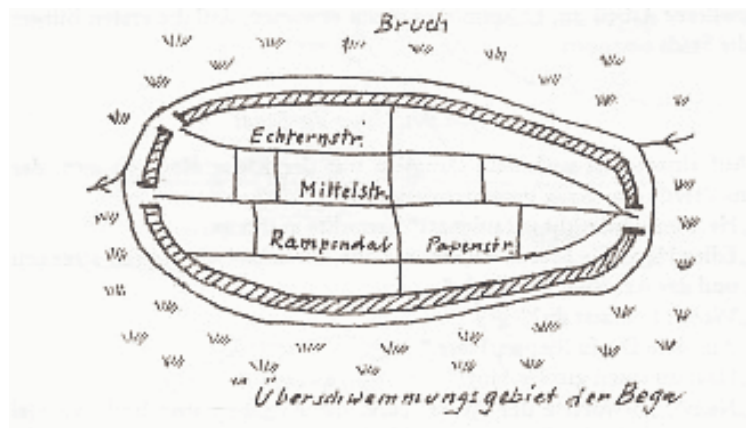
Dem Ritter kam der Zorn bei der kühnen Rede des Mannes, doch er beherrschte sich und fragte: "Willst du nicht auch Bürger werden dort unten in der neuen Stadt?"

"Herr, ich bin zu alt dazu, und ich bin ein Bauer, was soll ich dort!"

"Das Land kannst du behalten. Du baust dir nur ein neues Haus in der Stadt. Deine Felder kannst du auch von dort erreichen."

"Wenn ich Bauer bleiben soll, dann kann ich auch auf meinem Hof bleiben. Von dort ist der Weg auf meine Felder näher."

"Aber wenn du in die Stadt ziehst, brauchst du von deiner Ernte nicht soviel abzugeben, und von den Diensten bist du auch befreit. Nur verteidigen und schützen müsst ihr euch selbst in der Stadt, wenn der Feind kommt. Ich kann euch nicht helfen."



Da leuchtete es auf in dem verarbeiteten Gesicht des Bauern. Frei sein von den vielen Abgaben, nicht immer dem Herrn dienen müssen mit Knechten, Pferden und Wagen beim Bau einer Burg oder einer Stadt, bei der Arbeit auf dem Herrenhof! Kaum vorstellen konnte er sich ein solches Leben. Aber dann

schüttelte er den Kopf: „Herr, ich bin zu alt dazu, ich kann meinen Hof nicht mehr verlassen.“

"Hast du einen Sohn, der dazu bereit wäre?" fragte Herr Bernhard.

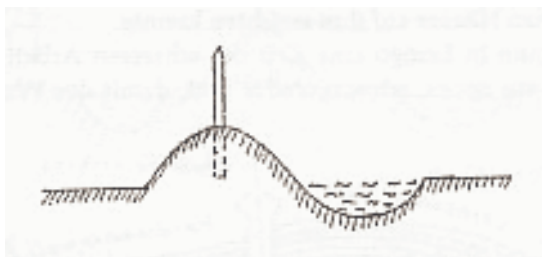
„Ja, der soll in die Stadt ziehen, der soll es einmal besser haben als ich.“

Nach ein paar Jahren konnten die ersten Bürger, meist Bauern der umliegenden Dörfer, in die Stadt einziehen.

Wie sah der Plan der alten Stadt aus?

Drei Straßen durchquerten den Ort von Ost nach West. Im Westen stießen sie alle drei vor die Stadtbefestigung. Zwei von ihnen führten nach draußen weiter. Im Osten trafen sie sich innerhalb der Stadt. Eine von ihnen zog sich als Handelsstraße weiter in das Land. Einzelne schmale Gassen verbanden die drei großen Straßen miteinander. Wie ein Gitternetz sah der Plan der Stadt aus.

Herr Bernhard ging nun daran, die Stadt zu befestigen. Wenn Krieg im Lande war, zog eine Stadt die feindlichen Soldaten an. Es lohnte sich schon, bei den Bürgern zu plündern: Vieh im Stall, Geld in der Truhe, Ware in den Stuben der Kaufleute, das lockte mehr als eine Schlacht. Dagegen musste man sich wehren. Regelmäßig übten sich die Bürger darin, Schwert, Speiß und Armbrust zu gebrauchen. Wenn der Feind die Stadt bedrohte, verließ der Handwerker seine Werkstatt, der Kaufmann seine Schreibstube. Sie nahmen die Waffen vom Nagel und eilten zum Versammlungsplatz, um hinter festen Anlagen die Stadt zu verteidigen.



Wie sah die erste Befestigungsanlage aus? Zuerst warfen die Bürger einen tiefen Graben aus. Das Wasser eines Begaarmes und einiger Bäche, die von den nördlichen Waldbergen, der Lemgoer Mark", kamen, füllte ihn.

Die Erde warfen sie zu einem hohen Wall auf, auf dem sie Holzstämme tief und fest einrammten. Dort, wo die Straßen aus der Stadt herausführten, wurden die Gräben von Zugbrücken überspannt, die nachts und in Zeiten der Gefahr hochgezogen wurden.

Die Neustadt Lemgo wird gegründet

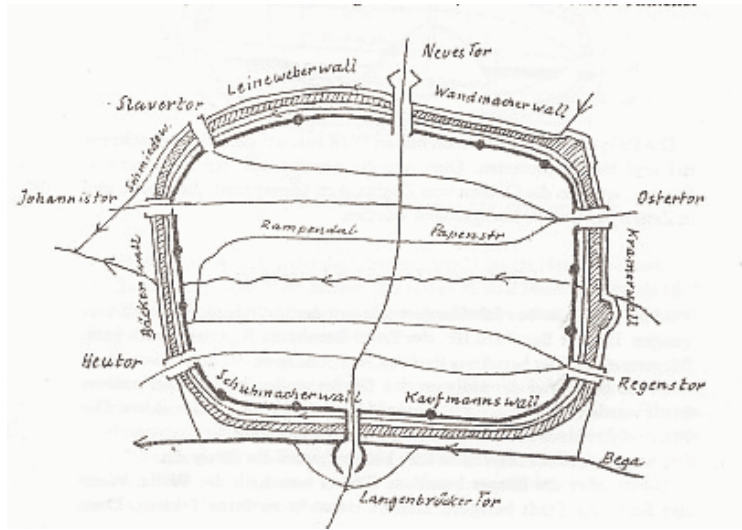
Mehr als ein halbes Jahrhundert war seit der Gründung der Stadt vergangen. Da war Bernhard III., der Enkel Bernhards II., zum Besuch beim Bürgermeister. Der berichtete ihm von seinen Sorgen.

„Viele Bewohner der umliegenden Dörfer wollen noch Bürger unserer Stadt werden. Hinter den Gräben und Wällen fühlen sie sich sicher. Der Platz reicht jedoch nicht aus, es wird zu eng in der Stadt.“

"Aber es ist doch noch nicht alles bebaut", warf der Ritter ein.

"Nein, aber die Bürger brauchen Gärten innerhalb der Wälle. Wenn der Feind die Stadt belagert, können sie nicht zu ihren Feldern. Dann haben sie die Früchte ihrer

Gärten, von denen sie eine Zeitlang leben können. Wenn das Vieh nicht auf die Weide getrieben werden kann, haben wir Weiden in der Stadt nötig."



"So müssen wir die Stadt erweitern", sagte der Ritter.

"Aber wo? Wir sind rings von Sumpf und Bruchland umgeben."

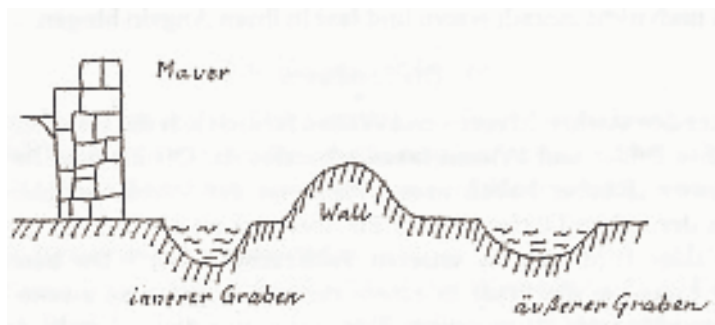
"Dann bauen wir eben in den Sumpf", war die Antwort.

Wie schon sein Großvater sah sich der Edle Herr nach

Bauland um und fand es in dem schmalen Streifen zwischen Stadtgraben und Bega.

Gewiss war der Boden morastig. Aber er war nur sumpfig geworden durch die vielen Überschwemmungen der Bega. Wenn man es dem Fluss unmöglich machte, über seine Ufer zu treten, wenn man ihn zwang, friedlich in seinem Bett zu bleiben, dann würde wohl der Boden so trocken werden, dass man Häuser auf ihm errichten konnte.

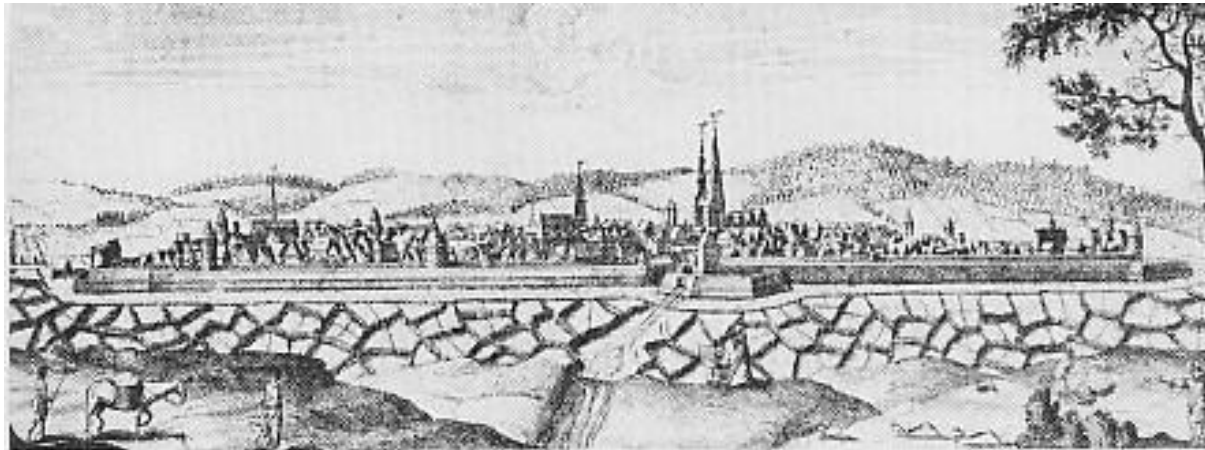
Wieder begann in Lemgo eine Zeit der schweren Arbeit. Zuerst grub man der Bega ein neues, schnurgerades Bett, damit das Wasser schneller abfließen konnte. Diese neue Bega bildete gleichzeitig den Graben, der die Stadt nach Süden schützte. Dann warfen die Lemgoer einen hohen Wall längs des Flusses auf, der die Wassermassen und die Feinde zugleich abwehren sollte. Durch viele schmale Gräben floss das Wasser aus dem Gelände, auf dem die neue Stadt stehen sollte, in die Bega ab. Dadurch wurde das Land so fest, dass man es wagen konnte, Häuser darauf zu bauen. Als die Arbeiter ausschachten wollten, kamen sie nicht tief, sie standen bald im Grundwasser. Deswegen haben die Häuser in diesem Stadtteil bis heute noch keine Keller.



Auch die Neustadt brauchte Schutz vor den Feinden. Doch nun taten die Bürger etwas, was wir heute nicht mehr so recht verstehen können. Sie trennten die alte und die neue Stadt durch Wall und Graben voneinander. Die neue Stadt

erhielt einen eigenen Marktplatz und ein eigenes Rathaus, in dem ein eigener Bürgermeister regierte. Einen Steinwurf weit lagen die beiden Städte auseinander. Durch ein Tor gelangten die Besucher von dem einen in das andere Lemgo. Nach hundert Jahren sahen die Lemgoer ein, dass es vernünftiger wäre, aus den zwei Städten eine zu machen. Sie rissen die trennenden Mauern nieder und legten an ihrer Stelle Straßen an.

Nun zogen sich Wälle, Mauern und Gräben rings um die Stadt. Fast drei Kilometer lang waren sie. An sieben Stellen führten Straßen aus der Stadt hinaus. Damit der Feind nicht eindringen konnte, wurden die Ausgänge durch starke Tortürme gesichert. Die Namen der Tore sind leicht zu verstehen. Das Ostertor liegt im Osten. Das Regenstor hat seinen Namen von einer Familie Regener, die dort einmal wohnte. Das Langenbrücker Tor schützte die lange Brücke über die Bega, und durch das Heutor holten die Ackerbürger ihr Heu von den Begawiesen in die Stadt. Das Johannistor führte hinaus zur Kirche St. Johann, und das Neue Tor war das zuletzt erbaute. Nur beim Slavertor weiß man nicht recht, woher der Name kommt.



Lemgo um 1663

Als später die Kanonen erfunden waren, reichten die alten Befestigungen nicht mehr aus. Die Wälle wurden verstärkt und erhöht. Sie sollten die Kanonenkugeln auffangen, die die Mauern zerstörten. In jedem Jahr besichtigten die Herren vom Rat die Anlagen und prüften sorgfältig, ob die Mauern noch stark und fest waren, ob die Tore aus dicken Eichenbohlen noch nicht morsch waren und fest in ihren Angeln hingen.

Die Landwehr

Hinter den starken Mauern und Wällen fühlten sich die Lemgoer sicher. Aber ihre Felder und Wiesen lagen schutzlos da. Oft klagten die Stadtbewohner: "Räuber haben unser Vieh von der Weide gestohlen; die Bauern der nahen Dörfer treiben ihr Vieh auf unsere Felder; das Wild der Wälder frisst sich an unseren Feldfrüchten satt." Da bauten die Bürger rings um die Stadt in einem riesigen Bogen eine zweite Wehr. Man brauchte wohl einen ganzen Tag, wenn man diese "Landwehr" umschreiten wollte. Sie warfen in Wald und Feld Gräben aus, schütteten die Erde zu einem Wall auf und bepflanzten ihn dicht mit Buschwerk und breiten Dornenhecken. Da konnten Mensch und Vieh nur schwer durchkommen.

Dort, wo die Straßen nach draußen führten, musste man die Wälle und Hecken, Knicks genannt, unterbrechen. An jeder Durchfahrt bauten die Lemgoer einen Bauernhof mit einem festen Turm. Auf diesem Turm stand ein Posten und hielt Ausschau. Wenn sich Räuberbanden oder Kriegsscharen näherten, gaben die Wächter ein Signal. Am Tage zündeten sie ein Feuer von nassem Stroh und Holz an. Die Qualmwolke war weithin zu sehen. Nachts aber setzten sie trockenes Reisig in Brand. Die Flammen loderten dann hell in die Dunkelheit.

Einer der Wächter bewohnte ein kleines Stübchen auf dem Kirchturm von St. Nikolai. Von dort sah er hinunter auf die Stadt und gab acht, ob Feuer ausbrach. Entdeckte er einen Feuerschein, so läutete er die Feuerglocke. Er blickte aber auch hinaus zu den Türmen der Landwehr. Stieg dort Qualm auf oder leuchtete Feuerschein herüber, rief er mit der Sturmglocke die Männer zu den Waffen.

Was ist nun aus Stadtmauer, Wall, Graben und Landwehr geworden? Die Menschen lernten es, immer gefährlichere Waffen zu bauen, denen die Befestigungen nicht mehr standhielten, und darum nutzlos wurden. Da erweiterten die Lemgoer die Wälle zu schönen Anlagen. Die Mauern und Türme rissen sie leider ab. In vielen Häuserwänden könnt ihr ihre Steine wiederfinden. Auf dem Biesterberg und in der Lemgoer Mark kann man noch an einigen Stellen in den alten Gräben der Landwehr herumklettern. Am Kastanienwall träumt noch ein dicker, efeuumspinnener Mauerturm von vergangenen Zeiten.

Alte Hansestadt Lemgo

Wenn du auf einer der Hauptstraßen der Stadt näher kommst, empfängt dich ein Schild mit der Aufschrift: Alte Hansestadt Lemgo. Du hast diesen Namen sicher schon oft gehört und möchtest wissen, was er bedeutet.



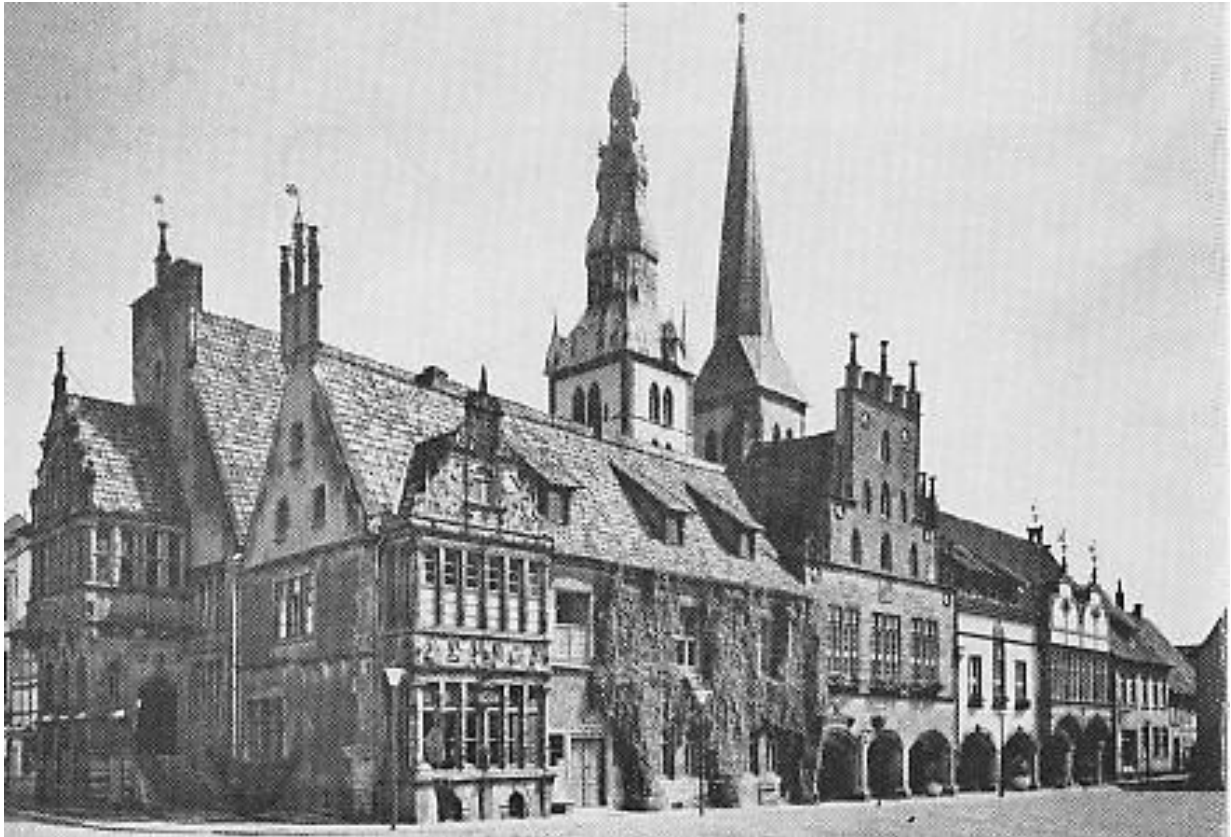
So lass dir von alten Zeiten erzählen:

An einem Sommertag fuhr ein Schiff die Weser hinauf. Auf einem schmalen Pfad am Ufer, dem Leinpfad, schritten langsam und schwerfällig sechs Männer und zogen es an einem Seil stromauf. Dicke Schweißtropfen standen ihnen auf der Stirn, hin und wieder wischte einer mit dem Ärmel über das Gesicht. Das Seil hatte ihnen die Schultern wund gerieben, rau und schwielig waren ihre Hände. Sie kamen von Bremen her und waren schon seit Tagen unterwegs. Bald aber bekamen sie ein wenig Ruhe, denn zur Rechten wuchsen die Häuser der alten Bischofsstadt Minden aus der Ebene heraus, überragt von den Dächern und Türmen der Kirchen. Am Ufer legte das Schiff an, und Hinrich, der Zollverwalter, kam an Bord, um den Zoll zu erheben.

"Was habt ihr denn heute geladen?" fragte er Jörg, den Schiffsführer.

"Sieh selbst nach! Ihr Zollverwalter seid doch immer neugierig. Steckt die Nase nur in alle Tonnen und Säcke!"

"Da können die Lemgoer aber wieder Flachs säen", sagte der Zollverwalter, als er die Ladung geprüft und die vielen Säcke mit Leinsamen gezählt hatte.



"Die Leineweber wollen Arbeit haben, und viel Geld ist schon durch den Flachs in die Stadt gekommen."

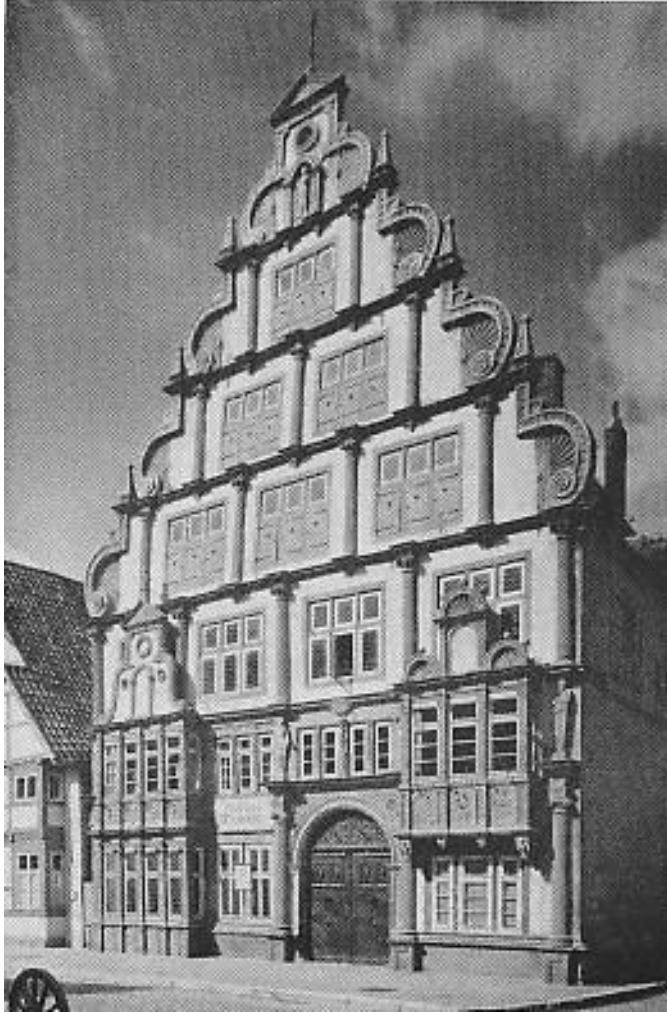
In dickbauchigen Tonnen waren Heringe aus der Nordsee eingesalzen, in Säcken lagerten süße Korinthen und beißender Pfeffer, aus fernen Ländern nach Bremen gebracht.

Aus Jörgs Hand wanderten Münzen in den Beutel des Zollverwalters. Dann ging die Fahrt weiter nach Vlotho, wo schon die Fuhrknechte aus Lemgo warteten. Aus dem Bauch des Schiffes schleppten sie Tonnen, Säcke und Ballen ans Ufer und verluden sie auf schwere Planwagen. Früh am anderen Morgen spannten sie starke Pferde davor, und unter lautem Peitschenknall und anfeuerndem Hü setzten sich die Wagen schwerfällig und knarrend in Bewegung. Sie folgten der alten Straße, die über die Höhen des nordlippischen Berglandes nach Lemgo führte. Eine solche Reise bereitete wahrlich kein Vergnügen. Die Wagen waren nicht gefedert, und wie sahen die Wege aus! Wo es sich am bequemsten fahren ließ, hatten die Fuhrknechte sich ihren Weg gesucht. Nur Räderspuren zeigten seinen Verlauf. Am besten fuhr es sich in den ausgefahrenen Spuren. Hatte aber ein Regenguss eine Stelle unbefahrbar gemacht, so suchte sich der nächste Wagen einen neuen Weg. Die Knechte wurden auf ihren Fuhrwerken durch und durch geschüttelt. Sie stiegen gern mal eine Weile ab und gingen zu Fuß nebenher.

Da war Jörg mit einigen anderen bewaffneten Knechten besser dran. Sie begleiteten den Zug zu Pferd. Ständig hielten sie Ausschau, überflogen Wald, Gebüsch, Kuhlen

und Hohlwege mit ihren Blicken, ob sich nicht irgendwo ein paar Schnapphähne versteckt hielten, denen die Waren der Kaufleute, der "Pfeffersäcke", willkommene Beute waren.

Plötzlich hielt Jörg an. Hinter einer Hecke hatte er Rüstungen blitzen sehen, das Geklirr von Waffen war herübergeklungen. Alle Knechte griffen zu ihren kurzen Schwertern. Als die Räuber sich frühzeitig entdeckt sahen, verschwanden sie mit einem Wutgeschrei im Wald.



"So sind sie immer", lachte Jörg. "Sind sie stärker, dann greifen sie an, sehen sie aber, dass man ihnen auf die Finger klopfen will, so nehmen sie Reißaus. Aber nun wird unser Herr auch einsehen, dass ein Schutz nötig ist. Wenn wir nicht gewesen wären, hätte Herr Johann von all seinen schönen Sachen nicht viel wiedergesehen."

Hier hat es gestern aber tüchtig geregnet", sagte Kord, der Fuhrknecht des ersten Wagens. Kaum hatte er es ausgesprochen, da rutschte der Wagen nach einer Seite in ein Wasserloch, und beinahe hätte Kord ein unfreiwilliges Schlammbad genommen. Die Pferde bekamen den Wagen nicht wieder frei. So musste erst alles ausgeladen werden, und andere Pferde mussten Vorspann leisten. Nach diesem unfreiwilligen Aufenthalt ging es weiter über die Berge zwischen Weser und Bega. Endlich lagen im Licht der

Abendsonne vor den Reitern und Fuhrknechten die Häuser der Stadt hinter den hohen Mauern. Das Stadttor war noch offen. über die holprigen Straßen rumpelten die Wagen, bis sie vor dem Haus des reichen und angesehenen Kaufmanns und Ratsherrn Johann Pape anhielten. Froh über die glückliche Ankunft seiner Leute und seines Handelsgutes trat er vor die Tür und begrüßte alle mit lautem Zuruf. Dankbar drückte er Jörg die Hand, als der ihm von den Gefahren der Reise erzählte.

Nach einigen Tagen ließ Herr Johann, Jörg zu sich rufen.

"Jörg, Ihr seid ein zuverlässiger Mann, wollt Ihr auf der nächsten Fahrt wieder der Anführer sein?"

"Wohin soll die Fahrt denn gehen?."

"Nach den Niederlanden und Flandern. In Flandern wartet man auf die Garne, die die Lemgoer gesponnen haben. Sie sind für die feinen und kunstvollen Spitzen bestimmt, die die Kleider reicher Frauen schmücken. Auf der Rückfahrt holt ihr aus Brüssel die Wolle, die unsere Wollenweber für die gute "Lemsche Wand" brauchen. Ich selber muß nach Lübeck zum Hansetag, denn die Hansestädte haben viele Sorgen. Die großen Herren können das Raufen nicht lassen; das macht dem friedliebenden Kaufmann das Leben schwer. Ich führe einige Wagen Wolltuch mit. Die reichen Lübecker werden es mir schon abnehmen."

Im Haus und auf dem Hof herrschte ein lebhaftes Treiben. Die große Diele war vollgepackt mit Ballen und Fässern, auch in den niedrigen Nebenräumen waren die Waren bis unter die Decken gestapelt. Voller Stolz überschaute Herr Johann seinen Besitz. Manchen Goldgulden hatte ihm der Handel schon eingebracht, und auch die nächsten Fahrten sollten ihm helfen, seine Truhen noch weiter zu füllen, wenn das Glück ihm treu bleiben würde.

Zum Rathaus führte ihn nun sein Weg. Mit dem Bürgermeister Kruse wollte er noch einmal beraten, was die Stadt Lemgo in Lübeck vorzubringen hatte. Zwischen der Stadt Soest, die wie viele andere Städte dem Hansebund angehörte, und ihrem Landesherrn war ein schwerer Streit ausgebrochen. Die Stadt rief um Hilfe, die hansischen Schwesterstädte sollten ihr beistehen.

"Die Hanse muss helfen! Bittet auch die anderen Städte um ihren Beistand! Wer weiß, ob nicht auch eine andere Stadt bald Hilfe nötig hat." Diese Botschaft an den Lübecker Rat bekam Herr Johann mit auf den Weg.

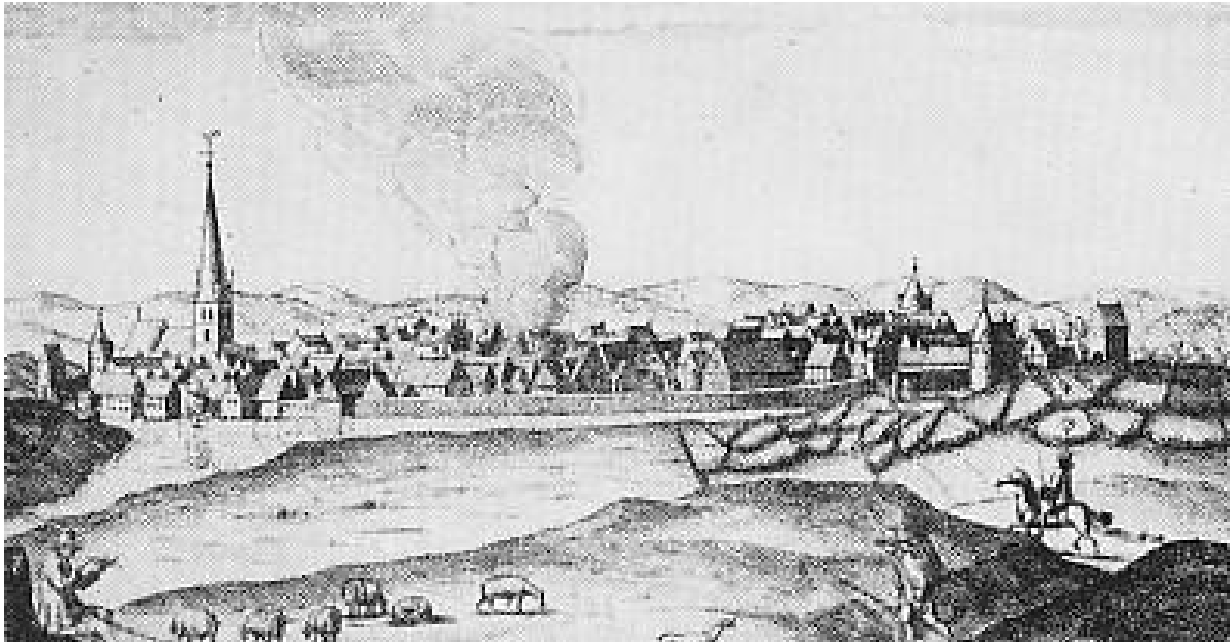
Noch lag die Morgendämmerung über der Stadt, da rührte es sich schon im Hause Pape. Knarrend öffnete sich das Hoftor und entließ eine Reihe hochbepackter Planwagen mit den Fuhrknechten und eine Anzahl gut bewaffneter Reiter. Bald trennten sich die Wagenzüge. Nach Westen, auf dem Weg nach Herford, ritt Jörg seinem Zug voraus. Nach Norden, an die Weser und weiter nach Hamburg und Lübeck, führte Herr Johann seine Schar.

Lemgoer Garn und Lemgoer Tuch nahmen ihren Weg in die weite Welt.

Bad Salzuflen

„lufeln, dat Soltfatt“

Was mag die mächtige Wolke bedeuten, die sich inmitten des mauerumschlossenen Städtchens gegen den Himmel erhebt? Steht ein Wohnhaus in Flammen? Brennen gar mehrere? Oder ist vielleicht gar kein Unglück geschehen?



Seit undenklichen Zeiten ist dort, wo der Dampf aufsteigt, eine Salzquelle. Salziges Wasser, Sole genannt, kommt aus der Erde. 1300 m unter der Erdoberfläche liegt seit Millionen von Jahren ein riesiger Berg von Salz. Das Grundwasser fließt hindurch und wird salzig. Das Gewicht des Gesteins über dem Salzlager drückt es durch Spalten und Risse an die Erdoberfläche.

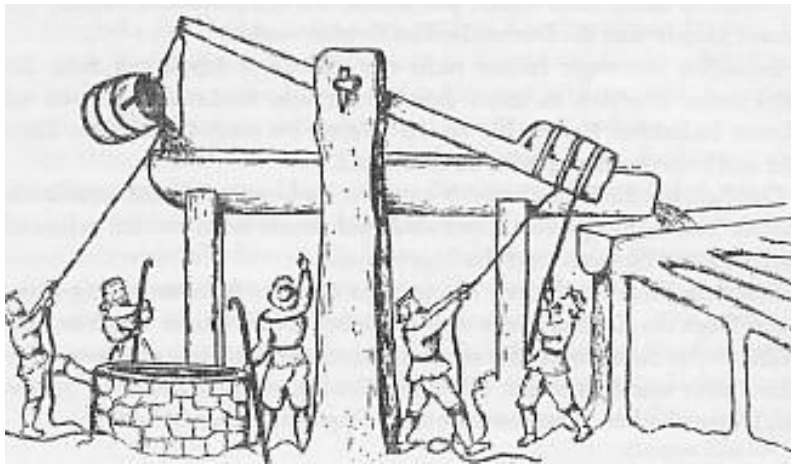
Salz war früher ein wertvolles Gut, kostete doch ein Fuder Salz 25 rheinische Taler (1770). Wenn es gelang, aus der Sole Salz zu gewinnen, konnte man viel Geld verdienen.

Aufgabe: In einem Kochtopf stellen wir Sole her, indem wir in einem halben Liter Wasser eine Handvoll Salz auflösen. Dann kochen wir die Lösung längere Zeit. Dabei wird das Wasser immer weniger; es v e r d a m p f t. Wenn fast alles Wasser zu Dampf geworden ist, sehen wir, wie sich plötzlich in der Sole kleine weiße Salzkörnchen bilden. Es werden immer mehr, und zuletzt, wenn das ganze Wasser verdampft ist, haben wir das Salz wieder, wie wir es in den Topf geschüttet haben. Es ist nicht mit verdampft,

So ähnlich haben früher auch die Salzufler Salzsieder in ihrem Salzwerk auf dem Salzhof aus der Quelle das Salz gewonnen. Der alte Salzhof freilich ist nicht mehr zu sehen. Er ist vor mehr als achtzig Jahren abgerissen worden. Auf dem Salzhofplatz hat man das Brunnendenkmal errichtet. In Stein gemeißelte Bilder schmücken seine Wände. Sie zeigen uns, wie es früher auf dem Salzhof ausgesehen hat.

Die Zöger ziehen an dem schweren Schwengel den hölzernen Schöpfeimer hoch. Ein Mann kippt ihn um, und die Sole ergießt sich in einen Holztrog. Von diesem Trog aus wird sie auf die Zuleitungen zu den zwölf Salzkotten verteilt. So nannte man

damals die kleinen Fachwerkhäuser rings um die Quelle, in denen die Salzsieder in großen Bleipfannen über mächtigen Holzfeuern die Sole kochten, dass der Dampf, wie es das Bild zeigt, in dicken Wolken zum Himmel stieg.



Mehr als tausend Fuder Holz aus den Wäldern am Obernberg, am Vierenberg und "aus der Wüste", dem heutigen Wüsten, wurden in späterer Zeit, als die Salzgewinnung ganz auf den Salzhof verlegt war, jährlich verfeuert. Das Holz kostete viel Geld, und die Wälder lichteten sich. Konnte man nicht Holz sparen?

Aufgabe: Wir lassen Salzwasser einige Tage in einer flachen Schale stehen. Das Wasser wird immer weniger. Es verdunstet. Wenn wir den Rest der Sole verdampfen, gewinnen wir das Salz sehr schnell. Wir brauchen auch nur wenig Wärme dazu.

"Wenn ich einen Teil der Sole verdunsten lasse, kann ich das Salz viel schneller und billiger gewinnen", sagte sich vor zweihundert Jahren auch der Leiter des Salzufler Salzwerks. Wie schon andere vor ihm ließ er zwischen hohen Balkengerüsten riesige Hecken aus abgeschlagenem Schwarzdorn errichten und darauf die Sole pumpen. Sie tropfte zwischen den Dornen langsam herab. An der Luft verdunstete ein Teil des Wassers. Unter der Hecke wurde die Sole in einer breiten Holzrinne wieder aufgefangen und nochmals über die Dornenhecke geleitet. Aus 100 Liter dieser Sole gewann man 30 kg Salz; wenn das Salzwasser aus der Erde quillt, enthält die gleiche Menge nur 6 kg. Soviel salzhaltiger war die Sole geworden. Sie hatte mehr Grade gewonnen, wie die Salzsieder sagten, und darum nannte man die Dornenhecken Gradierwerke.



Salzuflen versorgte früher nicht nur das Land Lippe mit Salz. Die Salzkärner brachten es unter dem Schutz von Soldaten auf ihren mit Planen bedeckten Karren bis an die Weser, bis nach Osnabrück, Bielefeld und Paderborn, sogar bis nach Holland.

Das Salz hat die Salzufler reich gemacht. So konnten sie sich prunkvolle Häuser bauen. Einige von ihnen sind noch heute erhalten. Sie gelten als die schönsten Bürgerhäuser des Lipperlandes.

Seit dem Ende des letzten Krieges hat man die Salzgewinnung eingestellt. Doch die Gradierwerke sind geblieben. Noch immer tropft in ihren Wänden das Salzwasser. Sie werden wegen der Kurgäste erhalten. Diese sitzen oder wandeln in der Nähe der Gradierwerke und atmen die von den Dornenhecken ausströmende salzhaltige und heilende Luft.

Salzuflen, die Badestadt

Heute ist Salzuflen eine Badestadt. Im Jahre 1817 baute man auf dem Salzhof das erste kleine Badehaus. Es hatte nur ein paar kleine Badestuben, finstere Löcher, die nicht einmal ein Fenster in der Außenwand hatten. Die ersten Kurgäste waren Bauern aus der Nachbarschaft. Sie kamen auf Leiterwagen gefahren, die bepackt waren mit Bettzeug, Schinken, Würsten, Butter und Brot. Denn in der Stadt gab es noch keine Gästeheime. Zweimal täglich schritten sie in ihren klappernden Holzschuhen über das Kopfsteinpflaster zum Badehaus. Oft blieben sie gleich zwei Stunden im Bad sitzen, denn sie glaubten: "je länger, desto besser."



Von Jahr zu Jahr kamen mehr Kurgäste. Darum verlegte man zu Beginn unseres Jahrhunderts den Kurbetrieb aus dem engen alten Salzhof an den Rand der Stadt und schuf draußen im Tal der Salze die neuen Kuranlagen: das Kurhaus, die Badehäuser, die Wandelhalle, den weiten Kurpark mit seinen Blumenbeeten, den Springbrunnen und den großen Teich. Da entstanden neue Straßen unter schattenspendenden Bäumen, Hotels, Kurheime und Gaststätten, in denen Hunderte von fleißigen Menschen die Kurgäste umsorgen.

In fünfzig Jahren wurde Salzuflen zu Deutschlands größtem Heilbad. Über 65 000 Menschen suchen dort in jedem Jahr Erholung oder Heilung von ihrem Leiden, von Rheuma, von Krankheiten des Herzens, der Nerven und der Atemwege. Seit einigen Jahren erhebt sich im oberen Teil des Kurparks der Hochbau eines der größten Krankenhäuser Lippes: die Kurklinik. Durch die Kinderheilanstalt, in der sicherlich auch schon Jungen und Mädchen eurer Klasse einige Wochen weilten, hilft Salzuflen ganz besonders kranken und erholungsbedürftigen Kindern.



Das Wasser der alten Quelle auf dem Salzhof, der Paulinenquelle, reicht längst nicht mehr. Neue, tiefere Brunnen mussten erbohrt werden. Heute hat Salzuflen neun Quellen. Aus einer Tiefe von 1018 m dringt der Neu-Thermalsprudel hervor. Da braust und schäumt das Wasser aus dem Bohrloch wie aus einer riesigen Sprudelflasche. Das macht die Kohlensäure, die dem Wasser beigemischt ist. Ganz warm ist es (38 Grad Celsius), denn da unten in der Erde ist es tüchtig heiß (50 Grad Celsius). Solche heißen Quellen nennt man Thermalquellen oder Thermen. Durch eine isolierte Rohrleitung, ihr könnt sie an der Salzbrücke in der Nähe der Quelle sehen, lässt man die Sole gleich in die Badewannen laufen. (Hierzu Bild 23-26)

- Aufgaben:
1. Salz gibt vielen Speisen erst den richtigen Geschmack. Welche Speisen werden mit Salz gewürzt?
 2. Salz schützt die Nahrungsmittel vor dem Verderben. Welche Nahrungsmittel werden deswegen eingesalzen?
 3. Heute kann man Lebensmittel vor dem Verderben schützen, ohne sie einzusalzen. Wie?
 4. Welche anderen Badeorte kennst du?

Schötmar

Die Stadt der Schuhe

Bis zum Ende des ersten Weltkrieges gab es in Schötmar nur wenige kleine Fabriken. Viele Männer arbeiteten in der nahe gelegenen Hoffmannschen Stärkefabrik in Bad Salzuflen. Die Stärke wurde in Pappschachteln verpackt und

durften sie sich einen Haufen Hüte mit nach Hause nehmen. Sie zerteilten sie, klebten mehrere Stücke Filz übereinander und schnitten daraus mit einem Schustermesser die Sohlen. Aus guterhaltenen Hüten schneiderten sie die Oberteile. Oberteile und Sohlen wurden mit der Hand zusammengenäht. So erhielten sie schöne warme Puschen. Einige Puschenmacher stellten Filzpantoffeln nicht nur für sich und die eigene Familie her, sondern verkauften sie an Geschäfte und Hausierer. Sie hatten so viel Arbeit, dass sie ihren Arbeitsplatz in der Fabrik aufgeben und sich selbständig machen konnten. Weil die Handarbeit anstrengend und zeitraubend war, schafften sie Maschinen an: Pressen zum Zusammenkleben der Filzstücke, Stanzen und eiserne Formen zum Ausstanzen der Sohlen sowie Schuhmachernähmaschinen. Diese Maschinen konnten aber nicht mehr in den bisherigen Arbeitsräumen, auf der Deele, im Keller oder gar in der Wohnküche, aufgestellt werden. Werkstätten mussten gebaut werden.

Manche Puschenmacher hatten so viele Aufträge, dass sie weitere Arbeiter einstellten.

So entstanden die ersten Pantoffelfabriken. Später wurden die Menschen anspruchsvoller. Die Käufer waren mit den einfachen Filzpantoffeln nicht mehr zufrieden. Da begannen die Fabriken, feinere Hausschuhe und auch Lederschuhe aller Art herzustellen. Heute finden in Schötmar über fünfhundert Menschen in elf Schuhfabriken Arbeit und Lohn.

Die Stadt der Kunststoffe

In Schötmar werden Celluloid und andere Kunststoffe zu Kämmen, Haarspangen, Schüsseln, Zahnbürsten, Bechern, Sonnenbrillen, Spielzeugen und tausend anderen kleinen Dingen verarbeitet.

Besuchen wir einmal eine Fabrik für Kunststoffartikel.

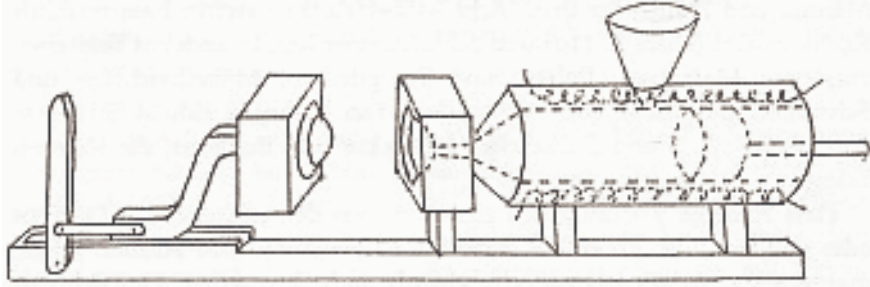
Der Ingenieur führt uns in einen lichten, sauberen Saal, in dem viele mannshohe, etwa 3-4 m lange Maschinen stehen. An ihnen sind Arbeiter beschäftigt. Wir treten an eine der Maschinen heran. Oben auf dem Gehäuse sitzt ein Trichter. Der Ingenieur greift hinein und zeigt uns eine rote, körnige Masse. "Das ist der Kunststoff. Wir stellen ihn nicht selbst her, wir kaufen ihn von einer großen chemischen Fabrik im Rheinland." Er wendet sich wieder der Maschine zu. "Aus dem Trichter fällt der Kunststoff in dieses dicke eiserne Rohr. In der Wand des Rohres glüht eine Heizspirale wie in dem elektrischen Ofen bei euch zu Hause. Der Kunststoff wird durch die Hitze ganz weich. Durch eine kleine Öffnung wird er in diese zweiteilige Eisenform gespritzt. Die Form ist innen hohl. Der Hohlraum hat die Gestalt einer Schüssel. In die Wand der Form sind Kanäle gebohrt, durch die kaltes Wasser läuft. In weniger als einer Minute kühlt das Wasser den Kunststoff so stark ab, dass er erstarrt. Und nun passt einmal auf, wie die Form geöffnet wird!" Der Arbeiter zieht an einem Hebel, die beiden Teile der Form schieben sich auseinander, und die Schüssel kommt zum Vorschein. Der Arbeiter nimmt sie aus der Maschine. In der Mitte, wo der Kunststoff eingespritzt wurde, sitzt ein langer Zapfen. Der Arbeiter kneift ihn mit einer Zange ab, und fertig ist die Schüssel.

"Aha, jetzt weiß ich, warum unter unserer Salatschüssel in der Mitte so ein Klumpen sitzt", sagte Gisela.

"Unter deinem Zahnbecher auch", antwortete der Arbeiter, "guck einmal nach!"

"Können Sie mit dieser Maschine nur Schüsseln herstellen?" möchte Wilfried wissen.

"Nein, noch viele andere Sachen. Wir müssen nur die Formen auswechseln."



"Und woher bekommen Sie die Formen?"

Der Ingenieur führt uns in einen zweiten Raum, in dem eine Reihe von Männern in blauen Schlosseranzügen arbeitet. Die Wände sind mit Zeichnungen bedeckt. "Das sind die Zeichnungen für die Formen. Sie werden von unseren Technikern entworfen. Unsere Schlosser bauen danach die Formen, wie ihr seht." Eine Weile schauen wir der Arbeit der Schlosser an ihren Schraubstöcken, Bohrmaschinen und an der Drehbank zu. Dann hat Werner noch eine letzte Frage: "Wie viel verschiedene Dinge stellen Sie in Ihrem Betrieb her? Zwanzig oder dreißig?"

Der Ingenieur lacht: „In den letzten zehn Jahren sind bei uns bestimmt über fünfhundert verschiedene Artikel entstanden. Viele werden heute nicht mehr angefertigt, weil sie unmodern geworden sind. Dafür kommen immer wieder neue hinzu.“

In Schötmar verarbeiten elf Fabriken Celluloid und andere Kunststoffe. In ihnen sind über sechshundert Arbeiter und Arbeiterinnen tätig.

Sonstige Fabriken

In mehr als fünfzig Fabriken verdienen über dreitausend fleißige Männer und Frauen ihr Brot. Acht Möbelfabriken stellen hauptsächlich Küchenmöbel und Schlafzimmer her. In anderen Betrieben entstehen Matratzen, Polster und Steppdecken, Möbelbeschläge und Fahrräder. Osterhase und Weihnachtsmann besorgen sich in Schötmar die Schokoladen- und Zuckereier, die Kekse und Bonbons, die sie euch bringen.

Viele Arbeiter kommen von auswärts, aus den umliegenden Dörfern oder von weit her. Ihr solltet einmal den Betrieb auf den Straßen sehen, morgens vor Arbeitsbeginn oder abends nach Feierabend! Um sich den umständlichen Weg zu ersparen, kaufen manche dieser Pendler Bauplätze in den neuen Siedlungen am Stadtrand und errichten darauf Eigenheime. Schötmar ist eine rasch wachsende Industriestadt.

Lage

In Lage ist die einzige lippische Zuckerfabrik: die Lippe-Weser-Zucker AG.

Auf dem Fabrikhof und in den benachbarten Straßen warten im Herbst oft lange Schlangen von Rübenwagen länger als eine Stunde, bis sie zum Wiegen auf die Fuhrwerkswaage fahren können. Dann entnimmt man den Rüben eine Probe. Der Rübenprobestecher, ein viereckiges Rohr, wird bis auf den Boden in die Ladung gestoßen. Mit einem Hebelgriff verschließt der Maschinist den Stecher und fährt ihn zur Seite, wo schon Arbeiter mit Kübeln warten. Der Verschluss öffnet sich, und die Rüben fallen in einen Kübel. Ein Arbeiter fährt die Probe in die Fabrik. Dort wird gemessen, wie viel Schmutz an den Rüben haftet und wie viel Zucker sie enthalten.

Auf eine ganz einfache Weise entlädt man die Rübenwagen. Ein Arbeiter öffnet die Rückwand des Wagens und hebt die Eisenklappe von einem Schacht im Boden. Dann schießt aus dem Rohr unter der Decke des Gebäudes in scharfem Strahl Wasser. Im Nu sind die Rüben vom Wagen gespült und durch den Schacht in den Keller unter dem Haus geschwemmt. Durch eine Rohrleitung werden sie mit einem Wasserstrom über ein hohes Eisengerüst auf den riesigen Rübenberg gepumpt. Von da schwimmen sie in Kanälen in die Fabrik.

Wie wird aus den Rüben Zucker gewonnen?

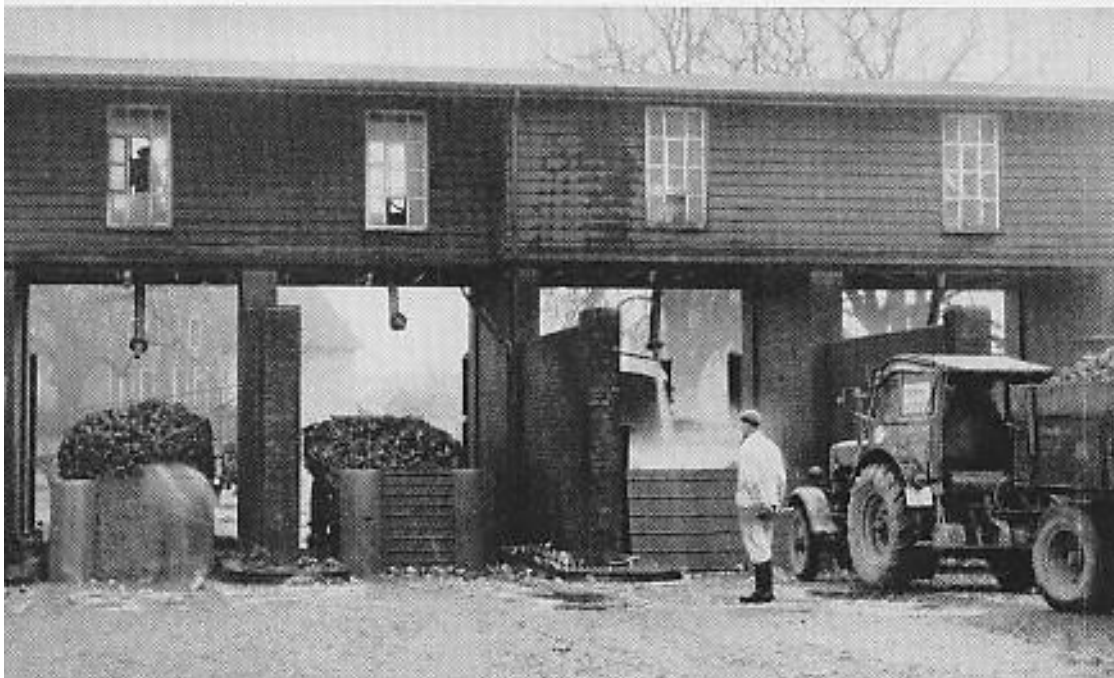
Ihr kennt doch Rübensirup! Als Brotaufstrich oder im Honigkuchen habt ihr ihn sicher schon gegessen. Als nach dem letzten Kriege in Deutschland Hungersnot herrschte, haben viele Leute selbst Rübensirup hergestellt. Sie wuschen und schrubbten die Rüben, zerschnitten oder zerstiessen sie in kleine Stücke und kochten sie im Waschkessel. Dabei zog der Zuckersaft aus den Rüben heraus. Dann pressten sie die Rübenstücke in einem Sack aus und kochten den Saft so lange im Waschkessel, bis er zu zähflüssigem, braunem Sirup wurde.



Gern hätten sie aus dem Sirup auch Zucker bereitet. Aber das konnten sie nicht. Das kann nur die Zuckerfabrik. Auch sie gewinnt aus den Rüben zunächst Sirup, in dem

lauter kleine Zuckerkörnchen schwimmen. Diese Körnchen werden in einer Zentrifuge aus dem Sirup herausgeschleudert.

So bekommt die Fabrik den gelbbraunen Rohzucker. Er muss noch gereinigt und gebleicht werden, damit er seine schneeweiße Farbe erhält.



Aus jedem Zentner Zuckerrüben erzeugt die Fabrik ungefähr fünfzehn bis achtzehn Pfund Zucker. Täglich werden 1800 Tonnen (1967) Rüben verarbeitet. Wenn die ganze Menge zur gleichen Stunde auf einer einzigen Straße mit Lastwagen angefahren würde, so entstände eine Autoschlange von 3 km Länge. Wenn wir Lipper den jährlich erzeugten Zucker~ allein verbrauchen wollten, müsste jeder von uns Tag für Tag beinahe ein halbes Pfund essen. Aber die Rüben kommen ja nicht alle auf einmal. Sie werden auch nicht alle auf der Straße herangeschafft. Eine ganze Menge bringt die Eisenbahn von den Bahnhöfen in den Kreisen Herford, Bünde, Lübbecke, Osnabrück, Minden, Bielefeld, Wiedenbrück, Höxter und Rinteln. Und der Zucker wird nicht nur in lippischen Geschäften verkauft, sondern auch außerhalb unseres Landes.

Warum wurde die Zuckerfabrik gerade in Lage errichtet?

Die Zuckerfabrik wurde im Jahre 1884 von lippischen Bauern gegründet. Sie hatten gehört, dass man mit dem Anbau der Zuckerrübe viel verdienen konnte, freilich nur dann, wenn man Ackerland besaß, auf dem Rüben gut wuchsen. Solche Zuckerrübenböden fanden sich in der Hauptsache im lippischen Flachhügelland. Auch durfte der Weg zur Fabrik nicht zu weit sein. Man musste die Rüben gleich vom Felde mit Pferdewagen zur Fabrik fahren können. Dann ersparte man sich das mühsame Umladen auf Eisenbahnwagen und die Bahnfracht.

Zieht auf eurer Lippekarte um Lage im Abstand von 10 km einen Kreis! Er umschließt fast das ganze lippische Flachhügelland. Alle Bauern, die innerhalb dieses Kreises wohnten, konnten mit ihren Pferdewagen Lage in wenigen Stunden erreichen. Und nun betrachtet die Straßenkarte! Ist Lage nicht die Spinne mitten in dem dichten Netz der Wege des Flachhügellandes? In Lage kreuzen sich zudem die beiden

wichtigsten lippischen Eisenbahnlinien, die Strecken Altenbeken-Herford und Bielefeld-Hameln.

Kein Ort lag für die Errichtung der Zuckerfabrik so günstig wie Lage. Man erbaute sie an der Detmolder Straße, ganz nahe an der Bahn. Durch ein Anschlussgleis wurde sie mit dem Güterbahnhof verbunden.

Auch andere Betriebe haben sich die günstige Verkehrslage der Stadt Lage zunutze gemacht. In der Nähe der Bahn entstanden Möbel- und Textilfabriken, ein Kraftfutterwerk ("Nagut") und Betriebe für Fahrzeugteile. Lage ist eine richtige Industriestadt geworden. In hundertfünfzig Jahren stieg die Einwohnerzahl von 900 auf 13 000. Tausend Studenten besuchen die Ingenieur- und Bauschule, um Ingenieure, Techniker und Baumeister zu werden.

Oerlinghausen

Auf dem Segelflugplatz

Die Sonne strahlt vom wolkenlosen Himmel herab. Wie über einem Ofen flimmert die heiße Luft über der Heide und dem weißen Sennesand. Richtiges Segelflugwetter ist heute.



Rolf steht neben seinem Vater am Start- und Landeplatz vor den Segelflughallen. Neugierig betrachtet er ganz aus der Nähe einen der schlanken Segler aus Holz und Stoff. Er sieht die großen Vögel starten und landen. Dann blickt er zum Himmel empor, wo mehr als ein halbes Dutzend Segelflugzeuge wie Bussarde kreisen.

, "Stoßen sie nicht zusammen?" fragt er einen Flieger, der neben seinem Vater steht.

Der Segelflieger, ein Bekannter seines Vaters, lacht nur und meint: "Sie passen schon auf. Außerdem sind sie viel weiter voneinander entfernt, als du denkst. Aber möchtest du nicht auch einmal fliegen?"

ja, wenn ich groß bin", -entgegnet Rolf.

"Warum nicht schon heute? Wenn es dein Vater erlaubt, nehme ich dich mit."

Da ist Rolf gleich Feuer und Flamme und bittet so lange, bis Vater einwilligt: "Wenn du keine Angst hast, darfst du mitfliegen."

Aufgeregt folgt Rolf dem Flieger zum startbereiten Flugzeug. Er klettert in die durchsichtige Kabine. Der Pilot schnallt ihn auf seinem Sitz fest, steigt selber ein und schließt das Dach. Rolf klopft ein wenig das Herz, aber zurück will er nicht. Er sieht, wie vorn an der Kanzel ein dünnes Drahtseil eingehakt wird, das zu einer Motorwinde am anderen Ende des Platzes führt. Der Pilot hebt die Hand: er ist startbereit. Ein Mann ruft durch ein Telefon dem Maschinisten. an der Seilwinde einen Befehl zu. Das Seil strafft sich, das Flugzeug wird vorwärts gerissen, wird schneller, immer schneller, und schon schießt es, die Nase nach oben, in die Höhe. Rolf spürt, wie sich ein starker Druck auf seinen Magen legt. "Wie im Riesenrad", denkt er, ein wenig ängstlich.

Da klinkt der Flieger auch schon das Schleppseil aus. An einem kleinen Fallschirm schwebt es auf die Erde hinab. Die Kanzel des Flugzeugs senkt sich, der Druck auf Rolfs Körper lässt nach. In weiten Kreisen schraubt sich der Segler höher und höher, bis der Höhenmesser 500 m anzeigt.

Rolf hat alle Furcht verloren. So schön hat er sich das Fliegen nicht vorgestellt. Er blickt hinunter auf die Erde. Klein wie Streichholzschachteln erscheinen ihm die Flugzeughallen, wie helle Punkte sehen die Menschen in ihrer sommerlichen Kleidung aus. Über die Berge des Teutoburger Waldes, die von oben ganz flach und niedrig aussehen, geht sein Blick im Westen bis zu dem Häusermeer der Großstadt Bielefeld, im Osten erkennt er das Hermannsdenkmal und den Mast des Bielsteinsenders.

So versunken ist Rolf in den Anblick der Landschaft, dass er kaum merkt, wie sich die Nase des Flugzeugs senkt. Aber dann ist es ihm, als käme der Erdboden auf ihn zu. Größer werden Häuser, Bäume und Menschen. Schon schwebt das Flugzeug über dem Platz, setzt mit einem leichten Ruck auf, gleitet noch ein paar Meter über den Sand und hält an. Stolz steigt Rolf aus, rennt auf seinen Vater zu und jubelt: "Vater, es war herrlich!"

Der Flieger zeigt ihm auch noch die Segelfliegerschule.

"Es fliegt sich gut hier in Oerlinghausen", erklärt er ihm. "Die warme Luft über dem Sennesand und die Winde, die an dem Hang des Teutoburger Waldes aufsteigen, tragen uns empor. Du hast es ja selbst gemerkt. Darum kommen die Segelflieger von weit her zu uns. So wurde der Flughafen Oerlinghausen zum größten Segelflugplatz Nordwestdeutschlands. Vor einigen Jahren hat man hier sogar die Segelflugweltmeisterschaft ausgetragen. In der Segelfliegerschule wohnen junge Menschen, die ihre Ferien dazu benutzen, das Fliegen zu lernen. Wenn sie nicht gerade mit ihrem

Fluglehrer im Flugzeug sitzen und oben in der Luft üben, drücken sie hier die Schulbänke und lernen, was man als Segelflieger wissen muss. Stolz kehren sie nach einigen Wochen mit dem Prüfungszeugnis in der Tasche in ihre Heimat zurück."

„Wenn ich groß bin, werde ich Flieger“, sagt Rolf, als er sich mit einem Dank von dem freundlichen Segelflieger verabschiedet.

Das "Germanische Gehöft"

Am Barkhauser Berg, südlich vom Tönsberg, ist ein germanisches Gehöft als Freilichtmuseum aufgebaut worden. Es zeigt uns, wie die Cherusker, die vor zweitausend Jahren unser Land bewohnten, gelebt haben. Wir sehen einen Ofen



zum Brennen von Tonkrügen und Schmelzöfen, die zum Schmelzen von Bronze und Eisen benutzt wurden. In den Häusern können wir die Geräte betrachten, mit denen die Germanen Töpfe aus Ton formten, Eisen schmiedeten, Zeug webten und das Korn zu Schrot mahlten. Ja, fast alles, was sie brauchten, mussten die Cherusker in ihrem Gehöft selbst herstellen, denn Handwerker und Kaufleute gab es damals kaum.

Die Oerlinghauser Weber

Als unsere Heimat das Leineweberland genannt wurde, klapperten auch in Oerlinghausen und seiner Umgebung viele Webstühle. Die Oerlinghauser Weber webten ein besonders feines Leinen, das sogar in fernen Ländern, wie Italien und Rußland, gern gekauft wurde. Als die Webmaschinen erfunden wurden, kamen für die Oerlinghauser Handweber schlechte Zeiten.

Das änderte sich, als um das Jahr 1900 die Firma Carl Weber & Co eine Fabrik baute. Da schafften die Handweber ihre Webstühle ab und wurden Maschinenweber in der Fabrik, weil sie dort mehr Geld verdienten. Die Weberei fand in den

ehemaligen Handwebern zuverlässige und geschickte Arbeiter. Heute beschäftigt die Firma Carl Weber & Co in mehreren Betrieben über tausend Menschen. Sie stellen hauptsächlich Wäsche für die Aussteuer her: Bett- und Kissenbezüge, Bettlaken, Handtücher, Taschentücher, weiße und farbige Tischdecken.

Die Oerlinghauser Näherinnen

In Oerlinghausen kannte ihn jedermann, den alten Philipp Kaldeweier mit seinem Hundegespann. Wenn er abends müde mit dem Hundewagen von Bielefeld kam, dann warteten schon die Näherinnen vor seinem alten Fachwerkhaus, um ihren "Pucken" abzuholen.

Philipp brachte ihnen wieder Arbeit.



Damals, vor siebzig Jahren, wohnten in Oerlinghausen nämlich viele Heimnäherinnen. Sie nähten Oberhemden für Bielefelder Geschäfte. Kaldeweier fuhr den 13 km langen Weg nach Bielefeld, holte die zugeschnittenen Stoffe und brachte die fertigen Oberhemden zurück. Später, als die Zahl der Näherinnen zunahm und immer mehr Hemden genäht wurden, schaffte er sich Pferd und Wagen an. Als Philipp alt war, übernahm sein Neffe Fritz Wendt das Fuhrwerk.



Groß war die Freude, wenn er den Näherinnen den Lohn in blanken Gold- und Silberstücken mitbrachte. Das Geld war sauer verdient, denn das Nähen war keine leichte Arbeit. Elektrische Nähmaschinen waren noch unbekannt. Wenn die Näherin von früh bis spät an der Maschine gegessen hatte, taten ihr abends die Beine weh, besonders in der eiligen Zeit vor Weihnachten, wenn im Schein der Petroleumlampe die Nähmaschinen schon von fünf Uhr an surrten. Manche Näherinnen nähten an einem Tag ein Dutzend Hemden. Als Lohn bekamen sie dafür ungefähr 3 Mark. Das war nicht viel.

Und doch waren die Näherinnen mit ihrer Arbeit zufrieden.' Sie konnten ja

daheim bleiben bei ihrer Familie. Die Frauen verrichteten nebenher ihre Hausarbeit. Sie beaufsichtigten ihre kleinen Kinder, die jungen, die in einer Ecke der Nähstube auf dem Fußboden saßen und aus leeren Garnrollen Wagen bauten, und die Mädchen, die aus Stoffresten Puppenkleider nähten. Sie halfen den großen Kindern bei den Schularbeiten. Die großen Mädchen aber, die schon aus der Schule entlassen waren, halfen der Mutter nähen. Die Familien hatten damals noch viele Kinder, und so kam es, dass kaum eine Näherin allein arbeitete. Darum wurde beim Nähen viel erzählt und gesungen. Lieschen und Lina Ulrich sangen besonders schön. Wenn sie bei warmem Wetter das Fenster geöffnet hatten, blieben die Leute oft auf der Straße stehen, um dem Gesang zu lauschen.

Heute gehen die Frauen und Mädchen in eine Fabrik und nähen dort die Oberhemden. Da sitzen sie in einem großen Saal an langen Reihen elektrischer Nähmaschinen. An der Zuschneidemaschine werden die Stoffe für viele Hemden auf einmal zugeschnitten. Auf kleinen Wagen schiebt man die zugeschnittenen Teile zu den Arbeitstischen der Näherinnen. Eine Näherin näht heute nicht mehr das ganze Oberhemd. Manche Frauen nähen den ganzen Tag nur Ärmel, andere setzen sie ein. Einige bedienen die Maschinen, die die Knopflöcher in die Hemden schlagen und säumen. Andere arbeiten gleichzeitig an zwei Maschinen, die Knöpfe annähen.

Die Arbeit bringt keine Abwechslung. Wo so viele Maschinen surren, kann man nicht singen oder sich etwas erzählen. Die Näherinnen sehen kaum von der Arbeit auf, nur selten erheben sie sich einmal von ihren Sitzen. Solche Arbeit macht müde. Darum

ist es gut, dass sie nur achteinhalb Stunden am Tag arbeiten, den Sonnabend frei haben und jährlich einige Wochen Ferien bekommen.

In anderen Fabriken werden Nachthemden, Kittel, Blusen und Kleider genäht. Ein Betrieb stellt Knaben- und Herrenanzüge her. Früher in der Heimarbeit und heute in den Fabriken haben Frauen und Mädchen durch ihren Fleiß so viel Geld verdient, dass viele ihren Familien helfen konnten, sich ein eigenes Haus zu bauen.

Horn

Horn gehört zu den ältesten Städten Lippes. Im Jahre 1948 feierte die Stadt ihr siebenhundertjähriges Bestehen. Auf den ersten Blick freilich sieht man ihr das Alter nicht an. Wer durch die Straßen Horns geht, erblickt zwar überall schöne alte Häuser. Aber dazwischen sind viele moderne Bauten errichtet, wie in jeder anderen Stadt auch.

Aber schaut einmal den Plan der Altstadt an!

Zwei Hauptstraßen kreuzen einander. Nicht weit von der Stadtmauer umschließt ein Straßenring die innere Stadt. Durch schmale Gässchen ist er mit den Hauptstraßen verbunden. Das Straßenkreuz teilt die Altstadt in vier Teile auf, und die Stadtmauer umschließt das Ganze, die "Stadtviertel".

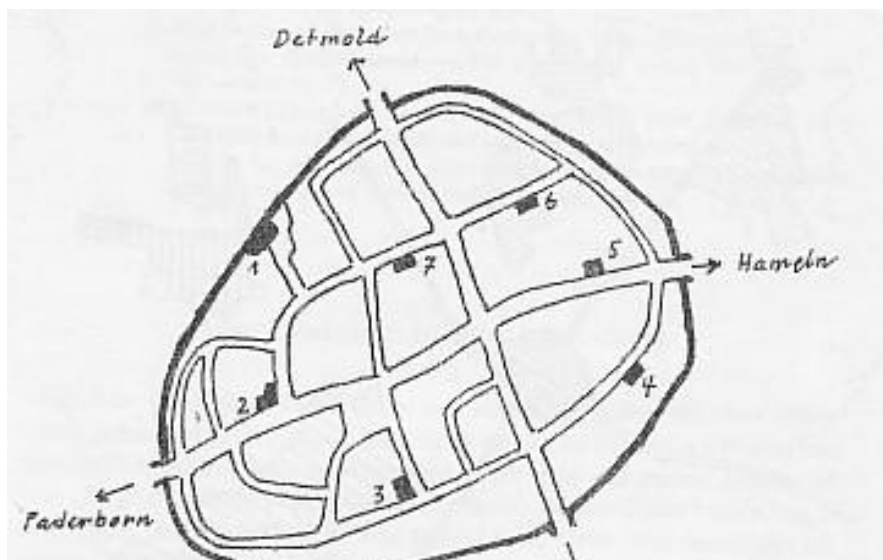
Das war eine recht zweckmäßige Einteilung, und darum sind die alten lippischen Städte fast alle nach einem ähnlichen Plan gebaut worden.

Die Bauernhöfe werden ausgesiedelt

Horn war früher eine Ackerbürgerstadt. Alle Bürger bewirtschafteten in der städtischen Feldmark wenigstens ein oder zwei Stücke Ackerland und hielten daheim in ihren Ställen Vieh: Hühner, Schweine und Ziegen oder sogar Kühe.

Auch Bauern wohnten in der Stadt. Auf dem Stadtplan findet ihr sieben Bauernhöfe eingezeichnet. Früher waren es doppelt und dreimal soviel. Ihre Felder und Wiesen, manchmal in fünfzig verschiedene kleine Stücke aufgeteilt, lagen in allen Himmelsrichtungen verstreut. Das konnte auf die Dauer nicht so weitergehen.

Der Autoverkehr in der Stadt ist sehr stark. Durch Horn führt die wichtige Bundesstraße 1, auf der täglich Tausende von Autos fahren. Die Straße ist innerhalb



des Ortes eng. Und nun denkt einmal nach! Was geschah, wenn die Bauern ihre Kühe über die Straßen zur Weide trieben?

Wenn sie Mist oder Jauche fuhren?

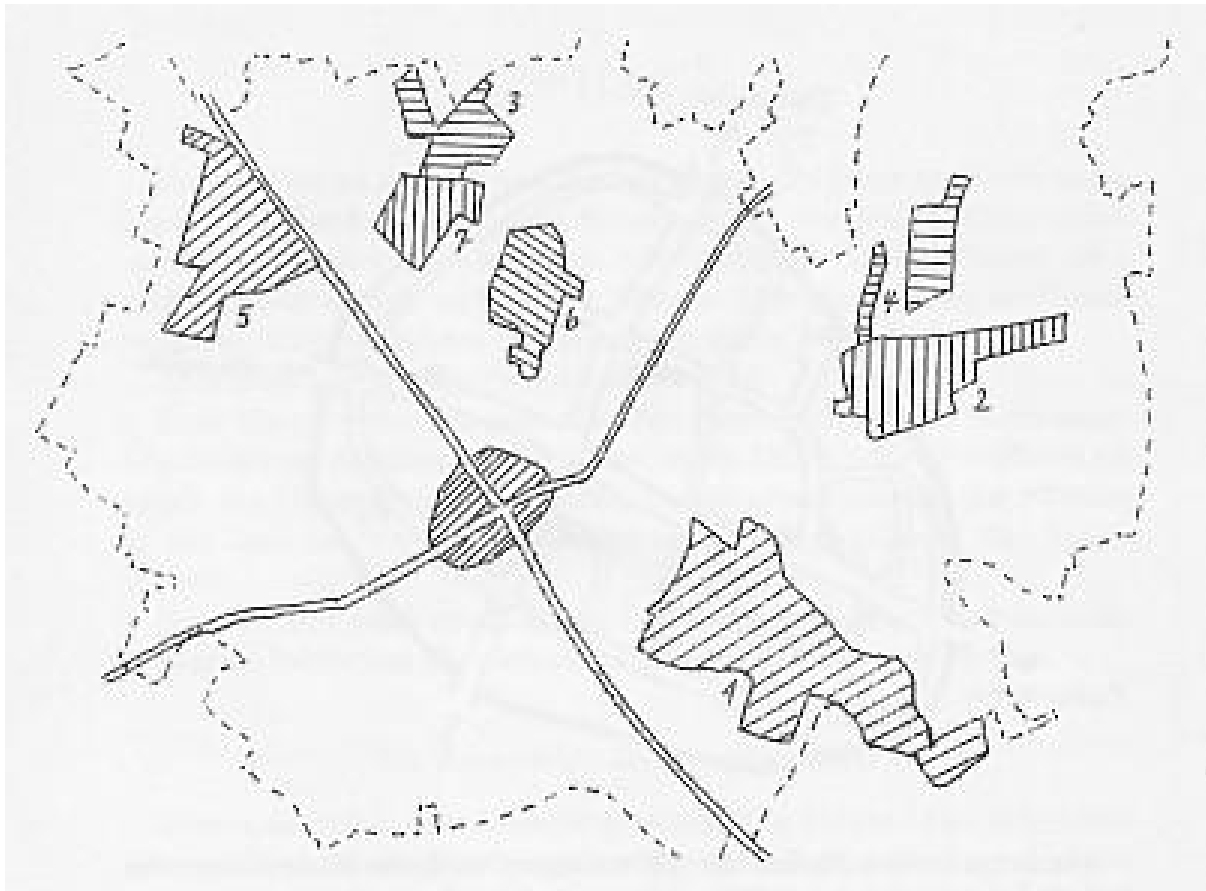
Wenn im Sommer die hochbeladenen Heu- und Kornfuder, die beinahe so breit sind wie die halbe Straße, eingefahren wurden?

Wenn im nassen Herbst die Rübenwagen, an deren Rädern der zähe Lehm in dicken Klumpen klebte, zum Hof rollten?

Wenn der Maschendraht um den Hühnerhof ein Loch hatte?

Die Bauernhöfe mussten aus der Stadt hinaus und draußen neu aufgebaut werden.

Die Aussiedlung allein aber genügte nicht. Auf dem Weg zu ihren Grundstücken hätten die Bauern ja noch immer die Stadt durchqueren müssen!



Darum tauschten sie ihre Felder untereinander aus und legten sie so zusammen, dass jeder Hof eine einzige große Fläche erhielt. Auf der zweiten Karte seht ihr die sieben neuen Höfe. Sie liegen jetzt weit außerhalb der Stadt. Die Landwirte haben keine weiten Wege mehr zu ihren Äckern und sparen dadurch viel Zeit. Sie stören mit ihrem Vieh und ihren langsamen Fahrzeugen nicht mehr den städtischen Verkehr. Die großen Felder lassen sich auch viel leichter bewirtschaften als die vielen kleinen Stücke.

Freilich hat die Aussiedlung auch einige Nachteile. Denkt an die Bauersfrauen, die in Horn einkaufen, an die Kinder, die zur Schule müssen, an die Briefträger!

Aussiedlung und Umlegung haben sehr viel Geld gekostet. Es mussten nicht nur sämtliche Gebäude neu errichtet, sondern neue Wege gebaut und kilometerweite

Lichtleitungen verlegt werden. Die Bauern hätten das Geld nicht aufbringen können, wenn ihnen nicht die Regierung in Bonn geholfen hätte.

Was ist aus den übrigen Bauern geworden?

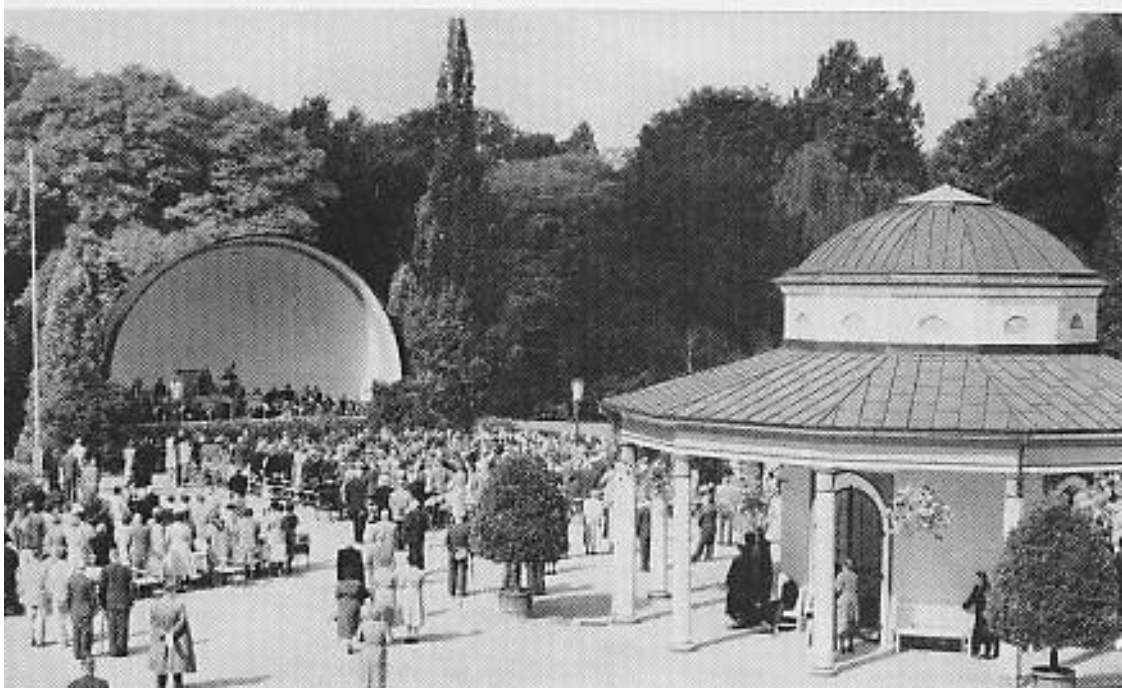
Sie haben eine andere Beschäftigung gefunden. Arbeit gibt es in Horn genug. In den letzten Jahrzehnten ist rund um den Bahnhof ein großes Industrieviertel entstanden. Einige der Hornschen Fabriken sind in ganz Deutschland bekannt, wie das Eka-Werk und die Firma Gebrüder Künnemeyer.

Aufgaben:

1. Wohin führen die Hauptstraßen Horns?
2. Sind in deinem Heimatort auch Bauernhöfe ausgesiedelt worden? Erkundige dich bei ausgesiedelten Landwirten, warum ihre Höfe verlegt worden sind!
3. In vielen Orten sind zwar die Höfe auf ihrem Platz geblieben, aber die Felder sind ausgetauscht und zusammengelegt worden. Warum hat man diese Zusammenlegungen (Verkoppelungen) durchgeführt ?

Eine Badekur in Bad Meinberg

Elfriede Ortmeiers Vater hatte sich schon jahrelang mit dem bösen Rheumatismus herumgeplagt. Den hatte er sich in Wind und Wetter auf dem Felde geholt. Wenn es Regen gab, spürte er das immer schon vorher. "Es gibt anderes Wetter", sagte er dann, "meine Beine haben Regen angesagt." Im letzten Winter war es fast nicht mehr zum Aushalten gewesen. Zuzeiten konnte er kaum noch mit zwei Stöcken durchs Haus schlüren, und es fiel ihm schwer, die Arme zu bewegen. Das Einreiben war ja ganz gut, und die Spritzen, die ihm der Doktor gab, halfen auch. Aber so recht anschlagen wollte doch nichts.



"Du musst mal nach Meinberg", riet Nachbar Hankemeier. "Sollst mal sehen, die treiben dir das Reißen aus den Knochen heraus! Nachher kannst du wieder springen wie ein Fohlen." Doch Ortmeier meinte, er könnte wegen der vielen Arbeit nicht fort. Da sprach die Mutter ein Machtwort.

"Vor der Ernte geht das ganz gut", sagte sie. "Hauptsache, dass du wieder gesund wirst."

Weil der Arzt auch dafür war, fuhr Ortmeiers Vater im Juni nach Meinberg ins Bad. Vor vielen Jahren war er schon einmal dort gewesen, aber nur für einen Nachmittag. Donnerwetter, wie hatte sich Meinberg seit dieser Zeit herausgemacht! Das sah er schon, als er ankam und sich bei der Kurverwaltung meldete, um seine Kurtaxe zu zahlen. Er nahm auch ein Faltblatt mit, in dem alles Wissenswerte über das Bad zu lesen war. Wie viele Hotels, Gasthäuser und Fremdenheime es doch in Meinberg gibt! Etwa 3500 Fremde können untergebracht werden. Und trotzdem hatte er Mühe, dass er noch ein Zimmer bekam. Immer mehr Kurgäste kommen nämlich nach Meinberg. Vor dem Kriege waren es jährlich 4000, 1947 schon 6200. 1950 kamen 8600, zehn Jahre später mehr als dreimal soviel, und nun sind es schon über 30 000 Kranke und Erholungsbedürftige, die im Laufe des Jahres in Meinberg eine Kur machen.

Am nächsten Tage suchte er einen der etwa zwanzig Badeärzte auf. Der ließ sich von der Krankheit erzählen, untersuchte ihn gründlich und gab dann genaue Anweisungen. Einen richtigen Stundenplan erhielt Vater Ortmeier. Sein ganzer Tag war ausgefüllt mit Baden, Schwitzen, Ruhen, Schlafen, Essen, Spazieren gehen und Brunnen trinken. Er hatte gar keine Zeit mehr, an die viele Arbeit zu denken, die zu Hause auf ihn wartete. Hier musste alles pünktlich und gewissenhaft nach Vorschrift des Arztes gemacht werden.

Aber der Rheumatismus wollte nicht weichen. "Das wird ja eher schlimmer als besser!" sagte Ortmeier ärgerlich zum Badearzt. Doch der klopfte ihm fröhlich auf die Schulter: "Vorzüglich, Herr Ortmeier! Wenn es schlimmer wird, dann wird's auch besser!" Und als ihn Ortmeier ganz verdutzt ansah, da meinte er lachend: "ja, ja, so ist's schon, mein Lieber! Der Krankheitsteufel rumort noch mal tüchtig in Ihnen herum, ehe er Sie verlässt. Die meisten Kranken spüren die Besserung erst, wenn sie längst wieder zu Hause sind. Doch bei Ihnen scheint es schneller zu gehen!"

Und so war es auch. Nach vier Wochen kam die Mutter und brachte Elfriede mit. Sie wollten den Vater abholen. Da staunten sie, wie gut er aussah! Und wie stramm er wieder marschieren konnte! Sie gingen zusammen im Kurpark spazieren. Der Vater führte sie zum schönen Brunnentempel und ließ sich im Ausschank nebenan für jeden ein Glas Brunnen reichen. Wie Sprudel war der. Kleine Bläschen stiegen im Wasser auf. Es schmeckte frisch und säuerlich. "Das ist die Kohlensäure", sagte der Vater, "die kommt hier mit dem Wasser aus der Erde." Elfriede verzog das Gesicht. Sie hätte lieber ein Glas Zitronensprudel gehabt. Doch der Vater befahl: "Trink aus, Mädchen! Der Brunnen ist gesund. Den haben die Meinberger schon vor ein paar hundert Jahren getrunken, wenn sie krank waren."

Sie setzten sich auf eine der vielen Bänke im Park. Auf der großen Rasenfläche vor ihnen lagen Leute *in Liegestühlen, lasen oder schliefen oder sahen den Wolken nach.

"Wie ist das so mit dem Baden?" fragte die Mutter. Da lachte der Vater: "Ja, wenn ihr mich gesehen hättet, wie ich da aus dem Schlammade geklettert bin, dann wäret ihr doch auf den Rücken gefallen. Von der schwarzen Brühe sah ich am ganzen Körper aus wie ein Neger, und von der Hitze war mein Kopf rot wie ein Krebs. Und wenn ich abgespült war, dann musste ich schwitzen. Schwitzen! sage ich euch, das Schwitzen bei der Ernte ist nichts dagegen!" - "Es hat dir aber doch gut getan!" ..Klar doch! Hankemeiers Willem hatte schon recht, als er mir riet, nach Meinberg zu gehen."

Elfriede wollte wissen, was das für Schlamm war, in dem ihr Vater gebadet hatte. Das wäre doch eigentlich eher etwas für Kinder, meinte sie. Da erzählte ihr der Vater, dass der Schlamm, auch Moor genannt, etwa 1 km vom Badehaus entfernt aus der Erde gegraben und in dicken Leitungen in die beiden Badehäuser gepumpt wird. Dort wird er mit Wasser verdünnt, erwärmt und schließlich mit Eimern in die Wannen gefüllt.

Zwei Damen kamen vorüber. Sie sahen blass und leidend aus. "Müssen die auch so schwitzen?" fragte Elfriede. Der Vater schüttelte den Kopf. ..Nein, die sicher nicht. Es gibt hier in Meinberg nämlich nicht nur Moorbäder. Die verträgt nicht jeder. Man kann auch Gasbäder und Perlbäder und vieles andere bekommen!"

"Perlbäder? Was ist denn das?" wollte Elfriede wissen.

"Ich habe zuerst auch ein paar davon bekommen", entgegnete der Vater. "Lauter kleine Kohlensäureperlen steigen im Wasser auf. Der ganze Körper wird davon bedeckt. Nervenranke und Herzranke fühlen sich nach diesen Bädern wie neugeboren."

"Was sind Gasbäder?" fragte Elfriede weiter.

"Aus der Erde quillt hier nicht nur Wasser mit Kohlensäuregas", erklärte Vater. "Aus einer 277 m tiefen Quelle strömt reine Kohlensäure, ohne Wasser. Sie wird den Badehäusern zugeleitet und zu Gasbädern verwendet. Der Kranke sitzt entkleidet in einem abgedichteten Kasten, der nur den Kopf freilässt. Das Gas reizt die Haut und lindert Atem- und Herzbeschwerden."

Sie besahen die beiden großen Kurhäuser "Zur Rose" und "Zum Stern". Schöne, vornehme Fachwerkhäuser sind das. "Sie waren die ersten hier am Platze", sagte der Vater. "Sie sind schon beinahe zweihundert Jahre alt. Schon damals war Meinberg ein berühmtes Bad."

Sie schritten hinüber in den neuen Kurpark am See. "Wenn wir noch Zeit hätten", meinte der Vater, "könnten wir noch den ganz neuen Kurpark jenseits der Bundesstraße 1 besichtigen. Er ist fast doppelt so groß wie die drei anderen Kurparks zusammen. In dem neuen Park wachsen nicht nur einheimische Pflanzen, nein, da können wir Bäume und Sträucher aus Amerika und Australien sehen und uns eine Vorstellung davon machen, wie es in diesen fernen Erdteilen aussieht."

Schließlich stiegen sie den Berggarten hinan, den neuen Kurpark am Schanzenberge. Sie sahen eine Weile den Tennisspielern zu, erfreuten sich an der Pracht der Blumenbeete und schauten von oben auf Meinberg herab, das so frisch

und geputzt dalag mit seinem alten Kirchlein, seinen schmucken Häusern und seinen Kuranlagen, durch die die kleine Werre leise plätschernd dahinfließt.

"Ist es nicht schön hier in Meinberg?" fragte der Vater. Die Mutter schaute ihn glücklich an. "Ja, wunderschön ist es hier! Aber noch schöner ist es doch, dass du nun wieder so frisch und gesund mit nach Hause fahren kannst."

Aufgaben:

1. Die Kurverwaltung beschäftigt über dreihundert Menschen. Welche' Arbeiten haben sie zu verrichten?
2. Wer lebt außer den Arbeitern und Angestellten des Bades noch vom Fremdenverkehr?
3. Die Bundesstraße 1 durchquerte früher den Ort. Heute führt sie um Meinberg herum. Warum hat man die Straße umgelegt?

Blomberg

Wie die Stadt entstand

Hoch über die Umgebung ragen die Gebäude der Burg empor, und weit kann man von dort aus über das Land sehen. Darum bauten schon vor über siebenhundert Jahren hier die Edelherrn zur Lippe eine Befestigung. Die "Kölnische Landstraße" führte an ihr vorbei. Kaufleute mit ihren Karren und Wagen kamen auf ihr daher,





wollten rasten, blieben eine Weile. Die Leute auf der Burg konnten den gesamten Handelsverkehr überwachen, die Straße notfalls mit Waffengewalt sperren, Freunde beschützen und Feinde an der Weiterfahrt hindern. Mit der Burg entstand die Stadt. In ihrem Wappen führt sie noch heute die Rose, das Wahrzeichen der Edelherrn zur Lippe. Sie erhielt von der Rose auch ihren Namen, Blumberg oder Blomberg, wie wir heute sagen. Damals haben die Herren zur Lippe oft in der Burg ihre Wohnung genommen. Die Gefolgsleute und die Hofhaltung brachten Geld in die Stadt. Blomberg war nach Lemgo die mächtigste Stadt unseres Landes. Manchem Ansturm feindlicher Krieger haben die Burg und die festen Stadtmauern getrotzt. Aber schließlich, im Jahre 1447, haben die Böhmen die Burg doch erobert und die ganze Stadt niedergebrannt. Nur das Niedere Tor hat dem Feuer standgehalten und zeugt noch heute von

Blombergs alten Tagen. Blomberg wurde nach dem Kampf, der Soester Fehde, zwar sofort wieder aufgebaut, aber die Lippischen Edelherrn nahmen ihren Sitz nicht wieder hier, sondern in Detmold.

Die "Blomberger Schusterlaterne"

Wichtige Leute in, den Städten waren damals die Handwerker. Sie hatten einen Vertrag mit dem Landesherrn geschlossen. Alljährlich zahlten sie ihm eine bestimmte Summe Geld. Dafür versprach dieser, dass nur in den Städten Handwerker ihren Beruf ausüben durften. Den Leuten in den Dörfern verbot er, ein Handwerk zu betreiben. Wenn die Dorfbewohner einen neuen Anzug oder ein Paar Schuhe brauchten, so mussten sie sich diese Sachen in den Städten anfertigen lassen.

Wegen ihrer guten Arbeit waren früher die Blomberger Schuhmacher weit und breit bekannt. Sie hatten sich, wie damals alle Handwerker, zu einer Innung zusammengeschlossen. Das Leder, das sie zu Schuhen verarbeiteten, bereiteten sie selber zu. Die Innung bestellte einen Schuhmachermeister, der die Güte des Leders prüfte. Wies es nur die geringsten Mängel auf, so durfte es nicht verarbeitet werden. So kam es, dass die Blomberger Schuhe im ganzen Lande gern gekauft wurden. Darum wollten immer mehr Bürger Schuhmacher werden. Schließlich gab es vor

etwa hundertsiebzig Jahren in dem kleinen Städtchen mit 1700 Einwohnern 131 Schuhmacher.

Die Blomberger Schuhmacher zogen weit über Land zu den Märkten. Damit sie pünktlich zum Marktbeginn da waren, mussten sie schon bei Dunkelheit aufbrechen. Je zwei gingen hintereinander und trugen auf einer Stange zusammengebunden die Schuhe. Damit sie sich in der Dunkelheit nicht aus den Augen verloren, ließen sie ihre hellen Hemdzipfel ein wenig aus der Hose heraushängen. Den hellen Fleck konnte der Hintermann gerade noch erkennen und so dem Vordermann folgen.

Lacht nicht über diese "Blomberger Schusterlaterne"! Die Leute hatten es damals viel schwerer als wir, das Geld für das tägliche Brot zu verdienen. Nicht einmal eine richtige Laterne konnten sie sich anschaffen. Denn oft genug konnten sie ihre Schuhe nicht alle verkaufen und mussten sie wieder mit heim nehmen. Es gab ja in jeder Stadt Schuhmacher. Die setzten es bei ihren Bürgermeistern durch, dass die Blomberger Schuhmacher auf dem Markt eine hohe Steuer zahlen mussten. Damit erreichten sie, dass es für die Blomberger Schuhmacher immer schwerer wurde, ihre Schuhe zu verkaufen. Schließlich lohnte sich für viele ihr Handwerk nicht mehr, und sie sahen sich nach einem andern Beruf um.

Stuhlfabriken und Sperrholzwerke

Mehr und mehr besannen sich die Blomberger auf ihren Reichtum an Wald. Aus dem Holz ihrer großen Wälder stellten die Tischler schon seit langer Zeit Stühle her und verkauften sie im Lande. 1500 Stück bauten sie im Jahre 1800. Als später die Eisenbahnen aufkamen, wurde es leichter, Waren auch in entfernte Gegenden zu verschicken und zu verkaufen. Die Blomberger ruhten nicht eher, bis sie durch eine "Stichbahn" Anschluss an die Strecke bekamen, die durch das Emmertal führt. Nun konnten aus Handwerksbetrieben Fabriken werden. Heute gibt es hier fünf Stuhlfabriken. Sie bauen an einem Tage mehr Stühle, als vor hundertsiebzig Jahren alle Blomberger Tischler zusammen im ganzen Jahr herstellten.

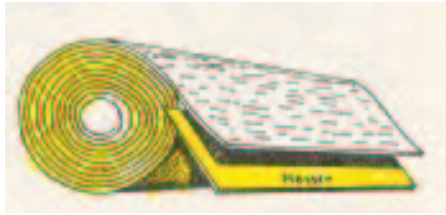
Der Blomberger Sägemühlenbesitzer Bernhard Hausmann hat vor mehr als sechzig Jahren als erster in Deutschland Sperrholzplatten aus Buche hergestellt und daraus Stuhlsitze, Schubladenböden und Fassdeckel geschnitten. Aus seiner kleinen Sägemühle entstand das große Furnier- und Sperrholzwerk, das heute vierhundert Arbeiter beschäftigt. In dieser Sperrholzfabrik und in den Stuhlfabriken Blombergs arbeiten insgesamt 1300 Menschen.

Ein dünnes und leichtes Sperrholzbrett hält besser als ein bedeutend dickeres und schwereres Brett aus gewöhnlichem Holz. Darum verwendet man Sperrholz zum Bau von Möbeln, Flugzeugen, Booten und zu vielen anderen Dingen.

Wie entstehen Sperrholz und Furniere?

In der Dampfgrube auf dem Fabrikhof liegen die Stämme ein bis zwei Tage in Wasserdampf. Dadurch wird das Holz geschmeidig. Die gedämpften Stämme werden in Blöcke zerschnitten und von dem weichen äußeren Holz befreit. Dann wird ein Block in die Schälmaschine gespannt. Die Maschine dreht den Block. Dabei schält ein riesiges Messer eine dünne Schicht von dem Stamm ab. Diese

abgeschälte Schicht nennt man Schäl furnier. Das feuchte Furnier wird in Trockenkammern durch heiße Luft getrocknet.



Die Werke verkaufen die schön gemaserten Furniere aus einheimischem und teurem ausländischen Holz an Möbelfabriken und Tischlermeister. Die Furniere werden auf Tischlerplatten geklebt, damit Möbel und Türen

besser aussehen.

Wenn man Furniere mit den Fasern abwechselnd quer zueinander übereinander klebt und zusammenpresst, bekommt man das Sperrholz.

Aufgaben: 1. Versuche, ein Brett oder einen Holzklötz mit einem Beil zu spalten!
a) in der Richtung der Fasern

b) quer zu den Fasern

2. Versuche, ein dünnes Brett zur brechen!

a) längs der Fasern

b) quer zu den Fasern

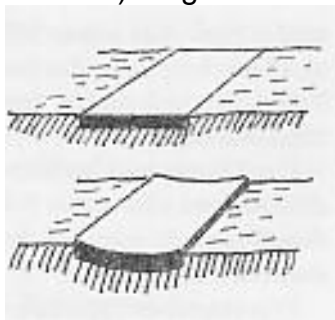
3. Wiederhole die Versuche mit einem Stück Sperrholz!

4. Untersuche ein Stück Sperrholz! Du siehst, es besteht aus mehreren dünnen Schichten. Sie sind mit den Fasern abwechselnd quer zueinander übereinandergeleimt. Kannst du nun deine Beobachtungen (Aufgabe 1-3) erklären?

5. Lege ein breites Brett und ein Stück Sperrholz

a) einige Tage ins Wasser

b) längere Zeit in die Sonne!



6. An einer Sprunggrube war ein 3 cm dickes und 30 cm breites Absprungbrett eingebaut. Nach einigen Wochen hatte es sich verbogen. Kannst du die Veränderung erklären?

Barntrup

Sieht es auf dem Stadtplan nicht so aus, als ob es zwei Barntrups gäbe? Im Westen liegt die dicht bebaute alte Stadt mit ihren engen Straßen, den alten Fachwerkhäusern, der Kirche und dem Schloß. Im Osten erkennt ihr das neue Barntrup, die Fabrikhallen des Industriegeländes südlich der Hamelner Straße und der Bahn und jenseits der Straße die Häuserreihen und Straßen des neuen Wohnviertels.



Das alte Barntrup wollte nie recht gedeihen und größer werden. Die

Hauptdurchgangsstraße nach Hameln führte früher noch nicht durch das Flusstal der Bega, sondern auf den Höhen entlang von Lemgo über Alverdissen weiter nach Osten. So lag Barntrup abseits vom Verkehr und blieb eine kleine Ackerbürgerstadt. Die meisten Bürger waren Bauern oder hatten Berufe, die mit der Landwirtschaft in Verbindung stehen, wie Schmied und Wagenmacher. Um etwas dazuzuverdienen, erlernten manche Barntruper das Zigarrendrehen. Später versuchte man auch, eine Holzindustrie ins Leben zu rufen. Aber alles wollte nicht recht glücken.

Das ist jetzt anders geworden. Als nach dem letzten Kriege Millionen Deutsche aus dem Osten unseres Vaterlandes vertrieben wurden, kamen auch nach Barntrup viele Menschen, denen die Stadt eine neue Heimat werden sollte. Sie wollten dort nicht nur wohnen, sondern auch arbeiten und Geld verdienen. Aber es fehlte an Fabriken. Da half Landesregierung in Düsseldorf. Sie stellte den Ostwestfalenplan auf und versprach, Fabrikanten beim Aufbau von Fabriken in Orten wie Barntrup zu helfen. Bald schon ging man ans Werk. Die Betriebe aber sollten nicht die Ruhe der Stadt stören. Abgetrennt von den Wohnbezirken, schuf man deshalb draußen vor der Stadt ein besonderes Industrieviertel. Einige hundert Menschen finden hier Arbeit. Textilien werden hergestellt, Metallwaren, Autoersatzteile und viele andere Dinge.

Gegenüber, auf der anderen Straßenseite, entsteht am Südhang des Berges eine große neue Wohnsiedlung. Die Leute wollen ja möglichst nahe bei ihren Arbeitsplätzen wohnen, damit sie nicht einen so weiten Weg haben. Sie wollen aber auch durch die Industriebetriebe nicht belästigt werden. Deshalb durften nur solche Fabriken gebaut werden, die keinen großen Schornstein benötigen und auch sonst keinen Schmutz und Staub verursachen. In der Wohnsiedlung darf keine Fabrik errichtet werden.

So ist Barntrup trotz der Fabriken eine ruhige und freundliche Stadt geblieben. Von vielen Fremden wird es gern als Ferienaufenthalt gewählt.



Schwalenberg

Wie ein Schwalbennest an eine Mauer oder an einen Balken, so schmiegt sich das Städtchen an den steilen Hang des Burgberges. Dicht beieinander liegen zwischen grünen Baumkronen die alten Fachwerkhäuser mit ihren hochragenden Giebeln. Die steilen Dächer sind vielfach noch mit roten Sandsteinplatten aus dem Solling gedeckt. Wir finden in Schwalenberg keine so prunkvollen Bürgerhäuser wie in Salzuflen oder Lemgo. Aber die bescheidenen Ackerbürgerhäuser mit ihrem schwarzen oder rotbraunen Balkenwerk bieten dennoch ein malerisches Bild. Kein Ort unseres Landes ist deshalb so oft gemalt worden wie Schwalenberg.

Das vierhundertjährige Rathaus ist der ganze Stolz der Schwalenberger. Das Erdgeschoss bildete ursprünglich eine offene Halle. Die hölzernen Bögen sind erst später zugemauert worden. In der Halle wurde der Markt abgehalten. Im Bürgersaal des oberen Stockwerks versammelten sich die Ratsherren zu ihren Beratungen.

An der Giebelseite des Rathauses findet ihr kaum einen Balken, der nicht überreich bedeckt ist mit buntbemalten geschnitzten Verzierungen, Wappen, Bildern,



Inschriften und plattdeutschen Sprüchen.

Alles ist eng in Schwalenberg. So nahe sind die Häuser oft an den Berghang gebaut, dass kein Hofraum mehr übrigbleibt. Ackerwagen und Ackergeräte stehen an den Straßen. Auch die sauber aufgeschichteten Misthaufen haben dort Platz finden müssen. Nicht einmal für das Brennholz aus dem nahen Wald ist Raum genug. In kunstvoll gebauten Finnen trocknet es, Haufen an Haufen, den Sommer über draußen vor der Stadt in Sonne und Wind an den Wegrändern. So dicht stehen stellenweise die Häuser nebeneinander, dass kaum noch ein Lichtstrahl durch die Fenster an den Seitenwänden die Räume erhellen kann.

Warum mögen wohl gerade hier die Menschen vor langer, langer Zeit ihre Wohnungen gebaut haben?

Vor siebenhundert Jahren herrschten im lippischen Südosten und über die benachbarten Gebiete mächtige Grafen. Als Wappen führten sie in ihrem Schild einen goldenen Stern und eine schwarze Schwalbe. Einer von ihnen, Volkwin, hat um das Jahr 1230 die Burg Schwalenberg erbaut. Der Graf wohnte dort oben nicht allein mit seiner Familie. Da waren viele Menschen, die ihm dienten: Ritter, Wächter, Förster, Knechte, Schmiede, Sattler. Die Räume der Burg konnten nicht alle beherbergen. Und doch wollten sie möglichst nahe bei der Burg wohnen. Die langgestreckte, schmale Bodenstufe unterhalb der Burg, wo schon die Kirche stand, war als Baugelände am besten geeignet. Der Raum war so knapp, dass die Häuser eng nebeneinander errichtet werden, mussten. Andere Bewohner kamen nach und nach dazu: der Müller, die Lohgerber, Schuhmacher, Schneider, Bäcker, Zimmerleute, Bierbrauer. Sogar Bauern aus der Nachbarschaft verlegten ihre Hofstätten nach Schwalenberg. Wenn auch die Wege zu ihren Feldern jetzt weiter waren, sie brauchten vor Überfällen wenigstens keine Angst mehr zu haben. Denn oft führten die Ritter Fehden gegeneinander, plünderten Dörfer und Einzelhöfe und brannten sie nieder. Darum pflanzten die Schwalenberger eine breite Dornenhecke um ihren Ort und sperrten die Zugänge durch feste Holztore. In Kriegszeiten flüchteten die Bürger hinter die dicken Mauern der Burg. Das Vieh trieben sie in den geräumigen Burghof.

Überreste der Mauern könnt ihr auf dem Burgberg noch heute sehen; die jetzigen Gebäude stammen aus späteren Zeiten.

Warum gibt es in Schwalenberg keine Industrie?

Als noch keine Autos über die Straßen fuhren und das elektrische Leitungsnetz noch nicht in die entlegenen Teile unseres Landes reichte, konnten in Schwalenberg keine Fabriken gegründet werden, denn es liegt zu weit entfernt von der Bahnlinie. Messt die Entfernung nach Schieder und Steinheim!

So blieb früher vielen Schwalenbergern nichts anderes übrig, als fortzuziehen. Darum ist die Einwohnerzahl der Stadt von 1807 bis 1939 nur von 718 auf 922 gestiegen. Heute beträgt sie 1573. Neue Häuser entstehen außerhalb des Städtchens. Auch die Industrie hat jetzt ihren Einzug gehalten. Die Kanalreinigung, Betriebe für Kanalreinigungsgeräte und Möbelwerkstätten geben Schwalenberger Bürgern und Bewohnern der Nachbarorte Arbeit und Verdienst.

Das Schwalenberger Land

So abgelegen wie Schwalenberg liegen auch die übrigen Dörfer des Südostens. Nur der Luftkurort Schieder bildet eine Ausnahme. Darum hat sich der Südosten auch nicht so recht entwickeln können. In hundertfünfzig Jahren hat sich die Einwohnerzahl des gesamten Gebietes nur verdoppelt, während sie zum Beispiel in der Stadt Lage in der gleichen Zeit auf das Vierzehnfache stieg.

Vom Emmertal bei Schieder und Glashütte bis hin nach Rischenau und Elbrinxen erstreckt sich der 446 m hohe Bergrücken des Schwalenberger Waldes. Er ist oben ganz flach. Die reichlichen Niederschläge können deshalb nicht richtig abfließen. Auch dringen sie in den tonigen Boden nur sehr langsam ein. So entstand oben auf dem Berg ein Moor, "Mörth" genannt. Durch Entwässerungsgräben hat man dem Boden so viel Wasser entzogen, dass man den größten Teil des Moores mit Fichten bepflanzen konnte.



Der 497 m hohe Kötterberg ist die höchste Erhebung des Lipperlandes. Von seiner grasbewachsenen runden Kuppe aus, auf der fast immer ein tüchtiger Wind weht, hat man einen weiten Rundblick, im Westen bis zum Teutoburger Wald, im Norden und Osten bis zu den Gebirgen jenseits der Weser. Der Kötterberg hieß früher Kötterberg, und so müsste er eigentlich noch heute heißen, denn er hat

seinen Namen von den Köttern, den Kleinbauern unten im Dorf Kötterberg, die immer auf der Bergkuppe ihr Vieh gehütet haben.

Aufgaben:

1. Woher hat Schwalenberg seinen Namen?
2. Um das Jahr 1300 kam das Schwalenberger Land in den Besitz der Edelherren zur Lippe. Sie führten als Wappen die Rose. Erkläre das Wappen des Kreises Detmold! Wo hast du es schon gesehen?
3. Ein Spruch am Giebel des Schwalenberger Rathauses lautet:
WOL GEBRUKET BOS GEWICHT, STRAFT GOT AM JVNSTN GERICHT!
Verstehst du das?

Die Volksburgen

Vor tausend und mehr Jahren lebten unsere Vorfahren in kleinen Dörfern oder einzelnen Gehöften. Ein Zaun oder eine Hecke umgab ihre kleinen Häuser und

schützte sie vor den Tieren des Waldes. Vor den Feinden aber, die plündernd und mordend ins Land eindringen, boten sie keinen Schutz.

Ein Bote hatte die Nachricht gebracht, dass sich wieder einmal ein feindliches Heer näherte. Bei Nacht sah man schon den Feuerschein brennender Dörfer. Die Zahl der waffenfähigen Männer war zu klein, um die Eindringlinge vertreiben zu können. Da blieb den Bewohnern nichts anderes übrig, als Haus und Hof zu verlassen und sich zu verstecken. Sie trieben das Vieh zusammen, packten Nahrung, Kleidung und Hausrat ein und zogen in die Wälder.

Von überall her kamen die Flüchtlinge. Ein Versteck im dichten Walde war ihnen nicht sicher genug. Der Feind konnte ihre Spuren finden, ihnen nachgehen und sie entdecken.

Darum hatten schon lange vorher alle Männer ringsum mitgeholfen, auf der Bergeshöhe eine starke Befestigung zu bauen. Sie hatten eine Stelle ausgesucht, die leicht zu befestigen war. eine Kuppe mit steilen Hängen. Rings um den Gipfel hatten sie einen tiefen Graben ausgehoben und die Erde dahinter zu einem hohen Wall aufgeworfen. Dicke Steine hatten sie mit hineingepackt und den Wall noch mit Balken abgestützt. Ein Tor, das mit starken Baumstämmen verriegelt werden konnte, führte in das Innere. Ein Brunnen durfte in der Burg nicht fehlen; ohne Wasser konnten sich die Flüchtlinge nicht lange verteidigen.

Tag und Nacht hielten Wachen Ausschau nach dem Feinde. Mit Schwertern, Schilden und Streitäxten standen die Männer bereit, um sich und ihre Familien zu verteidigen, wenn die Eindringlinge sie entdeckt hatten und sie angreifen wollten.

War der Feind abgezogen, nahmen alle den Weg zurück zu ihren Gehöften, die sie oft verwüstet und verbrannt fanden. Die Burg blieb leer zurück, denn nur im Kriege flohen die Bewohner des Landes hinter ihre sicheren Wälle. Man nennt sie deswegen eine Volks- oder Fliehburg. Die Männer hatten dort auch keine Häuser gebaut, nur einige kleine Hütten boten Kranken, Kindern, im Kampfe Verwundeten und den Vorräten Schutz vor Regen und Kälte,

Noch heute kann man in unserem Lande Reste solcher Burgen finden: die Teutoburg auf der Grotenburg, die Oerlingsburg auf dem Tönsberg, die Herlingsburg und Alt-Schieder bei Schieder und die Amelungsburg bei Hillentrup.

Die Bauernburg Röhrentrup

Auf einer Fahrt durch das lippische Hügelland lädt uns das einsam am Fuße des Mönkebergs gelegene Gut Röhrentrup zu einem Besuch ein. Ein großer Teich lockt zu einem erfrischenden Bad. Wir verzichten aber gern darauf, denn an dem schilfbewachsenen Ufer sinken wir bis an die Knie in den Schlamm ein. Da klettern wir lieber auf einem schmalen Steg zu einer kleinen Insel mitten im Teich. Neugierig gucken wir in ein festes Steinhaus hinein. Den ungefähr einen Meter dicken Wänden sehen wir an, dass sie schon sehr alt sind. Darüber wundern wir uns, denn wir wissen, dass die Bauern früher nur Fachwerkhäuser gebaut haben. Da muss mit diesem Bau schon etwas Besonderes gewesen sein. Einer von uns meint: Hier konnte man sich gut verteidigen.

Dieses Haus ist auch wirklich einmal eine kleine Burg gewesen, in die sich die Bewohner der Nachbarschaft in Kriegszeiten retten konnten.

Wieder einmal wurde eine feindliche Schar gemeldet. Rasch trieben die Bauern ihr Vieh über eine Bohlenbrücke in das unterste Stockwerk. In das mittlere, in dem dauernd Vorräte an Lebensmitteln lagerten, packten sie das, was sie in aller Eile zusammenraffen und mitnehmen konnten. Die Menschen stiegen in das Obergeschoss hinauf. Die letzten brachen den Holzsteg hinter sich ab und verriegelten die starke Eichentür mit einem dicken Balken. Kampfbereit stellten sich die Männer hinter die schmalen Fenster, die Schießscharten, um den Feind mit Wurfgeschossen und Musketenkugeln zu empfangen.

Auch in friedlichen Zeiten wussten die Bauern das Gebäude gut zu nutzen. Wenn die Menschen durch eine Feuersbrunst oder durch Räuber ihr Saatkorn verloren hatten, mussten sie oft lange Zeit Hunger leiden. Darum lagerten sie das kostbare Saatgetreide in der sicheren Burg.

Wie in Röhrentrup, so haben die Bauern auch anderswo Burgen gebaut. Die meisten von ihnen sind später wieder abgerissen worden. In Niederbarkhausen bei Oerlinghausen, auf dem Schwaghof bei Bad Salzuflen, in Brüntrup und Stapelage stehen sie noch heute. Den Schutz des Wassers hatten sie allerdings nicht; sie mussten sich allein auf ihre festen Mauern verlassen.

Der Dreißigjährige Krieg

Zu allen Zeiten haben die Menschen untereinander Kriege geführt, die ihnen immer viel Leid und Elend gebracht haben. Vor über dreihundert Jahren (1618 bis 1648) bereitete der furchtbare Dreißigjährige Krieg den Menschen in Deutschland große Not. Er verschonte auch unsere lippische Heimat nicht.

Lemgo und der Dreißigjährige Krieg

Von den lippischen Städten hatte die alte Hansestadt Lemgo am meisten zu leiden, denn sie war nicht nur die größte, sondern auch die reichste Stadt des Landes. Prachtige Häuser hatten die Bürger sich gebaut, ihre Schränke und Truhen waren gefüllt mit Geld, Schmuck und kostbaren Kleidern. Dieser Reichtum lockte die plündernden Soldaten an. Die Mauern, Tore und Wälle waren die stärksten des ganzen Landes. Wer hinter diesen Befestigungen saß, fühlte sich sicher und gut geschützt.

Zu Anfang des Krieges befahl der lippische Graf den Lemgoern, sechshundert Soldaten aufzunehmen. Die wollten gut essen und ihren Lohn haben. Dazu mussten die Bürger durch eine besondere Steuer beitragen. Als die Soldaten nach elf Monaten die Stadt wieder verließen, stellte der Bürgermeister eine Rechnung von 78.000 Talern auf. Für vierhundert Taler konnte man damals ein schönes Haus kaufen.

Und so ist es beinahe die ganze Kriegszeit über gewesen. Fast immer wurden die Bewohner gezwungen, Soldaten in ihre Wohnungen aufzunehmen sie zu verpflegen und besondere Steuern zu zahlen, von denen die Soldaten ihren Lohn erhielten. Im Jahre 1632 zog General von Pappenheim mit seinen Reitern vor die Stadt. Am Johannistor empfingen ihn einige Ratsherren. Sie baten ihn, in die Stadt zu kommen, seine Soldaten aber draußen zu lassen. Er lehnte stolz ab, die Stadt ohne seine Soldaten zu betreten, und erklärte, er wolle noch diesen Tag die Stadt haben oder tot sein. Da befürchteten die Bürger eine Belagerung und öffneten die Tore. Nach zwei Tagen schon zog Pappenheim wieder ab, nahm aber dafür 8000 Taler und 99 Fuder Roggen mit.

An einem Septembermorgen erstiegen schwedische Soldaten heimlich die Wälle und drangen in die Stadt ein. Zehn Stunden lang zogen sie plündernd von Haus zu Haus. Einige Bürger, die sich wehrten, wurden erschlagen, andere verwundet. Alle Häuser wurden durchsucht, Geld und Kostbarkeiten geraubt. Kranke wurden aus ihren Betten, Tote aus den Särgen gerissen, weil man Gold bei ihnen vermutete. Den Bürgern blieb nichts als das nackte Leben. Die Soldaten nahmen das Feuer nicht in acht. So stand bald eine Reihe von Häusern in hellen Flammen, einige wurden auch aus Rache von den Plünderern angesteckt, weil sie in ihnen keine Beute finden konnten oder weil ihre Bewohner aus Furcht die Stadt verlassen hatten. Solche Plünderungen mussten die Lemgoer noch dreimal im Laufe des Krieges über sich ergehen lassen. Als der Krieg zu Ende ging, war Lemgo eine verarmte und zum Teil zerstörte Stadt. Vor dem Krieg wohnten in 1057 Häusern 4700 Einwohner, nach dreißig Kriegsjahren beherbergten 590 Häuser noch 1372 Menschen. Als der Rat der Stadt später in einer langen Liste den Schaden zusammenstellte, den der Krieg verursacht hatte, zählte er 1400 000 Taler zusammen. Das ist der zehnte Teil des Schadens, der für das ganze Land berechnet wurde. Eine ganze Stadt hätte man für dieses Geld bauen können. Der Rat klagte: Die Einwohner sind auf den Tod erschöpft, die Wohlhabenden haben die Stadt verlassen viele Häuser stehen leer, viele sind verbrannt ' die Felder sind verwüstet, der Wald ist ausgehauen, die zurückgebliebenen Einwohner haben alle Habe verloren, müssen Hunger leiden und wollen lieber sterben als solche Not länger ertragen."

Das Dorf Wöbbel wird überfallen

Auch den Dorfbewohnern erging es nicht besser, besonders wenn sie an den großen Straßen wohnten, auf denen die Heere zogen. Aus dem Dorf Wöbbel wird uns in alten Urkunden berichtet: Bei Wortmann schlugen die Soldaten alles entzwei. Ähnlich erging es Kortensmeier und Busse. Die Soldaten verfütterten die Strohdächer an die hungrigen Pferde, weil sonst kein Futter mehr aufzutreiben war. Zur gleichen Zeit wurden in der Umgebung der Lakehof, wo gerade Hochzeit gefeiert wurde, der Noltehof, der Stamhof und Borkhausen geplündert. Alles Vieh und alle Kostbarkeiten schleppten die Soldaten mit sich fort. An einem Apriltag pflügten der Bauer Stumpfenmeier und sein Sohn kurz vor dem Dorf. Da bemerkten sie, wie sich ein Trupp Soldaten der Ortschaft näherte. Schnell sprangen sie auf, um die Bewohner zu benachrichtigen. Die Soldaten bekamen den Jungen zu fassen und richteten ihn übel zu. Als Bewohner und eine Schutzwache herbeieilten, begannen die Soldaten zu hauen, zu stechen und zu schießen. Der alte Hausmann wurde dabei erschossen, Hötger und Frau Richtersmeier wurden schwer verwundet. Dann begann die Plünderung. Die Bewohner flohen und wagten wochenlang nicht, in das Dorf

zurückzukehren. Als der Hunger sie wieder aus den Wäldern hervortrieb, mussten sie feststellen, dass alle Häuser des Dorfes vernichtet und die Erntevorräte mitgenommen waren. Auch Saatgut war nicht mehr aufzutreiben.

Der Halbspänner Köstering bewirtschaftete 26 Morgen Land. Davon konnte er nur zwei Morgen bearbeiten, auf den übrigen wucherte das Unkraut.

Ein Brief aus Silixen

"An den Hochgeborenen Grafen und Edlen Herrn Simon, Grafen und Edlen Herrn zur Lippe.

Hochgeborener Graf, gnädiger Herr, ich elende, trostlose Frau kann aus traurigem Gemüt und hochbetrübttem Herzen klagend nicht verbergen, dass Rittmeister Juritzens Reiter, die vor kurzem hier in Silixen eingefallen sind, Kirchen und Einwohner ausgeplündert und beraubt haben, auch aus Silixen, Laßbecke und Laßbruch an die 50 Pferde mitgenommen haben. Unter den Reitern, gnädiger Herr, ist auch ein Türke gewesen, der Juritt genannt wurde, welcher bei Arndt Schnüllen in Quartier gelegen ist. Er hat mir nicht allein 7 Pferde, 3 Rinder und alle meine und meiner Kinder Kleider und 10 Rheintaler abgenommen, sondern auch meinem lieben Mann Hermann Ties die Pistole in den Nacken gesetzt und durch das Haupt geschossen. Er liegt nun ohne Sprache, und es ist gewiss, dass er sterben muss. Dabei hat es aber der Reiter nicht bewenden lassen. Als meine Tochter Anna Maria, die bei ihrem Vater gestanden hat und aus kindlicher Liebe bei ihm hat bleiben wollen, mit großem Wehklagen geschrien hat, hat er nach dem Mädchen geschossen. Der Schuss hat gottlob gefehlt. Als ihm das misslungen ist, hat er das Gesicht und den Arm meines Knechtes durch Hauen so verdorben, dass er nicht mehr arbeiten kann!

Weil uns nun alles abgenommen ist und bei meinem Ehemann leider Gottes keine Besserung zu erwarten ist, spreche ich Euer Gnaden die untertänigste Bitte aus, sich meiner und meiner armen Kinder in Gnaden anzunehmen. Euer Gnaden mögen auch Seine Exzellenz von Tilly oder den Oberst von Lintelo bitten, dass mir meine 7 Pferde, 3 Rinder und das ganze Zeug wiedergegeben wird, und dass der genannte Türke bestraft wird, weil er mich zu einer elenden Witwe und meine Kinder zu Waisen gemacht hat. Der allmächtige Gott wird die Erfüllung meiner Bitte an Euer Gnaden reichlich belohnen.

Gegeben am 22. Juli 1636, euer Gnaden gehorsame, hochbetrübte, untertänige Anna Catarina, Hermann Ties zu Silixen Hausfrau."

Viele Opfer hat in diesem Krieg auch die Pest gefordert, eine schlimme, ansteckende Krankheit. Durch die Soldaten, die ja immer unterwegs waren, wurde sie überall hin verschleppt, und es gab keine Hilfe gegen sie. So sind einmal in Salzuflen von den 1400 Einwohnern in einem halben Jahr 454 Menschen an dieser Krankheit gestorben.

Zu Beginn des Krieges lebten in Lippe ungefähr 40 000 Einwohner. Als die Glocken nach dreißig Jahren den Frieden verkündeten, hörten nur 25 000 hungrige, verarmte und verzweifelte Menschen ihre Botschaft.

Bauernleben in alter Zeit

Früher wohnten die meisten Menschen in unserem Lande in kleinen Dörfern und auf Einzelhöfen. Fast alle Leute waren Bauern oder taten bei den Bauern Dienst. Die Städte waren nicht größer als heute die meisten Dörfer. Auch viele Städter waren Ackerbürger und lebten kaum anders als die Menschen auf dem Lande.

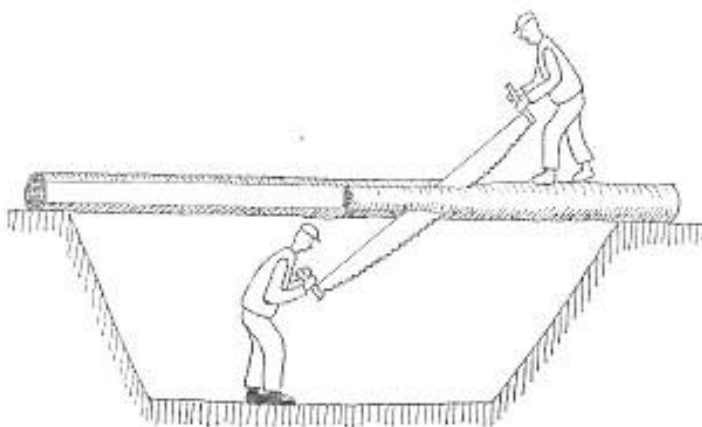
Darum sollen euch die folgenden Geschichten vom Leben der Bauern in alter Zeit berichten.

Wie Wieneckes Haus abbrannte

Im Spätsommer schlug bei einem schweren nächtlichen Gewitter der Blitz in das Haus des Bauern Wienecke. Ein Glück, dass die Bewohner nicht in den Betten lagen, sondern angekleidet um die Feuerstelle auf der Deele saßen wie bei jedem Gewitter! So konnten sie ihr Leben retten. Wienecke und seinen Knechten gelang es sogar noch, die aufgeregten Pferde aus dem Stall zu führen, obgleich das Haus in wenigen Augenblicken wie eine riesige Fackel brannte. Was nutzte es schon, dass die Nachbarn mit langen Feuerhaken und ledernen Feuereimern herbeistürzten und rasch eine Kette zum nahen Teich bildeten, in der die wassergefüllten Eimer von Hand zu Hand flogen! Die Hitze war so groß, dass auch die beherztesten Männer sich nicht nahe genug an die Brandstelle heranwagen konnten, um das Wasser in die Flammen zu kippen. So mussten sie die Arme sinken lassen und tatenlos zuschauen, wie das schöne Haus in kurzer Zeit bis auf die Grundmauern niederbrannte. Nur der Schweinestall, der von dem Bauernhaus etwa 15 m entfernt lag, blieb verschont.

Hätten die Dorfbewohner auch das Haus nicht zu retten vermocht, so konnten sie doch die Abgebrannten trösten und ihre Not lindern. Familie Wienecke wurde bei Nachbarn und Verwandten untergebracht. Man sammelte für sie das Notwendigste an Kleidung, Hausrat und Ackergerät. Die Kühe, die in der Brandnacht draußen auf der Weide gewesen waren, und die Pferde wurden den Winter über in den Ställen der Nachbarn mit durchgefüttert. Und dann half das ganze Dorf das Haus wieder aufzubauen.

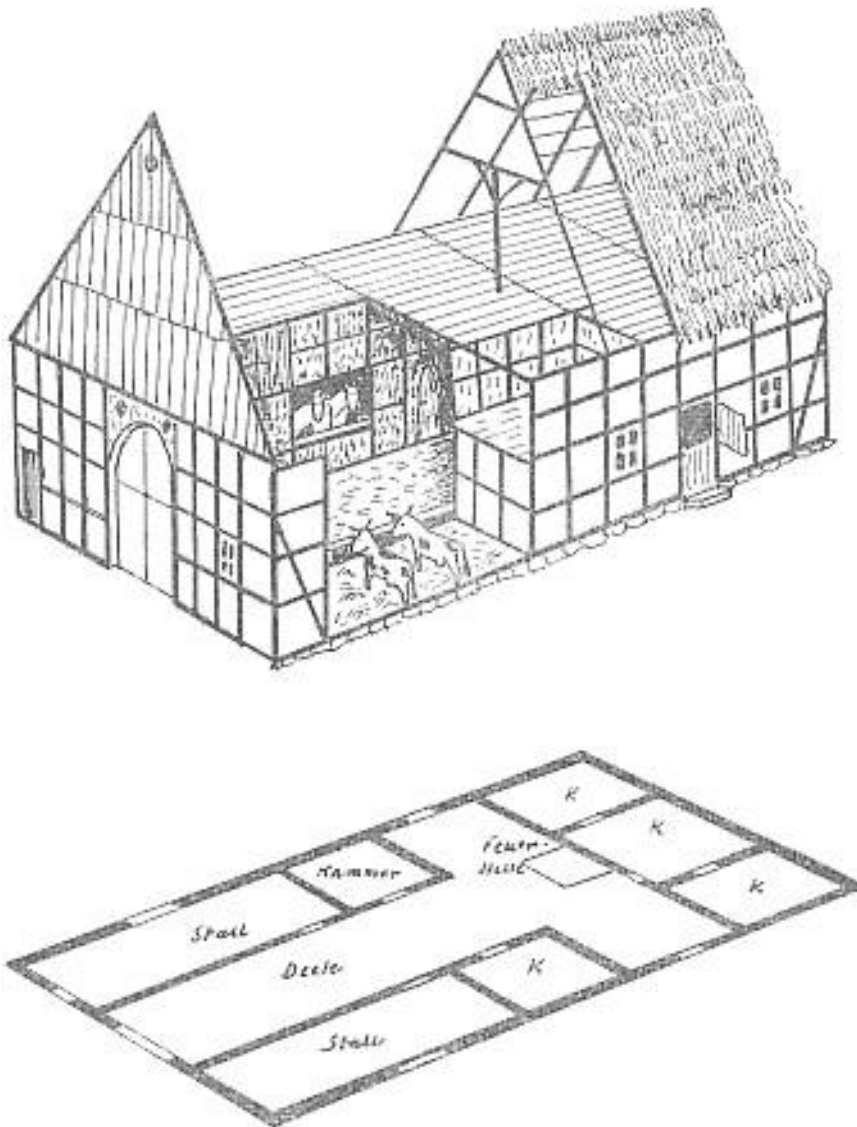
Wie das Haus wieder aufgebaut wurde



Auf den zugefrorenen Teichen schnitten Frauen und Kinder während des Winters das trockene Rohr für das Dach. Die Männer hoben auf Wieneckes Hof eine tiefe Grube aus. Dann fuhren sie das Bauholz an. Die dicken Eichenstämme wurden über die Grube

gewälzt. In wochenlanger, mühseliger Arbeit sägte man mit der langen Dellsäge Balken um Balken, Brett um Brett, Hunderte an der Zahl.

Die Zimmerleute maßen und sägten, schnitten die Zapfen an den Balkenköpfen, stemmten die Zapflöcher aus und bohrten die Löcher für die langen Holznägel, die die ineinandergefügten Balken zusammenhalten sollten. Der Schmied schmiedete auf seinem Amboss die eisernen Nägel. Im Frühling stellten die Zimmerleute längs der Deele und auf den Grundmauern der Außenwände vier Reihen mächtiger Ständer auf und verbanden sie durch Quer- und Deckenbalken. Auf den Deckenbalken errichteten sie den Dachstuhl. Als das Balkengerüst stand, feierte man die "Hausbörung", das Richtfest. Da kamen~ alle, die beim Hausbau geholfen hatten, und guckten zu, wie die Gesellen auf das/ Dach stiegen und Hillebille klopften, dass man es bis ins Nachbardorf hören konnte. Man aß Rinderwurst und trank tüchtig Schluck dazu, und Wienecke bedankte sich bei den Zimmerleuten und bei allen, die ihm so wacker geholfen hatten.

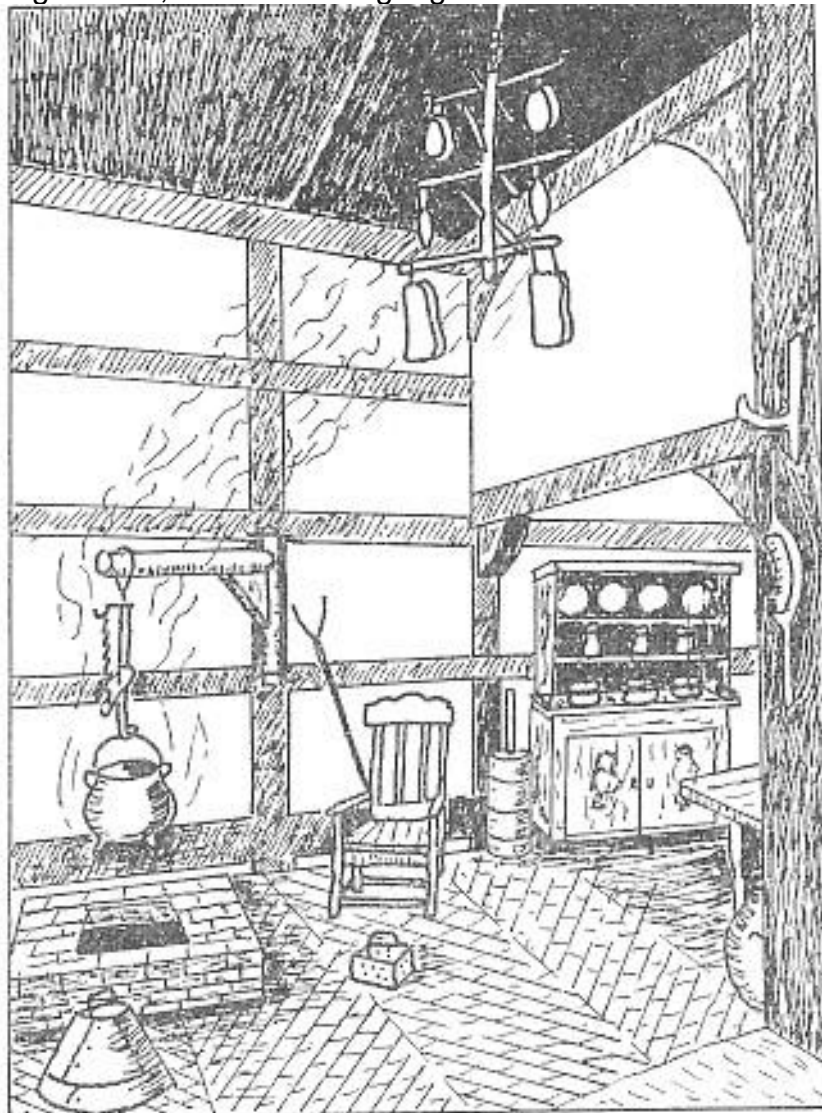


Nach dem Richtfest vergingen noch einige Wochen, bis Wieneckes in das neue Haus einziehen konnten. Die Handwerker legten die Bretter auf dem Boden und auf den Bühnen, verschalten die Giebel und deckten das Dach mit Rohrbündeln. Die Fächer zwischen den Balken füllte Wienecke mit Knüppelgeflecht und Lehm, der mit Häcksel

vermischt war. War das eine Freude für die Kinder, als sie mit ihren bloßen Füßen den Lehm zu einem geschmeidigen Brei treten durften! Mit den Händen wurde er in den Wandfächern glattgeschmiert und mit Kalk geweißt. Zuletzt wurden Türen und Fenster eingesetzt.

Die Balken über und neben der Deelentür ließ Wienecke schön verzieren. Die Zimmerleute schnitten Rose und Stern, die Wappen der Grafen zur Lippe und von Sternberg, in die Ständer rechts und links neben der großen Tür. In den Balken über der Tür schnitzten sie den Namen des Bauern und seiner Frau ein und dazu die Inschrift:

Anno 1730 den 18. August ist das vorige Haus vergangen in den Brand, anno 1731 den 24. Mai, ist es wieder aufgebaut durch Gottes Hand. Herr, wenn dein Wort nicht wär mein Trost gewesen, so wär ich vergangen in meinem Elend.



Aufgaben:

1. Warum wurde 1752 die Lippische Landesbrandkasse in Detmold gegründet?
Was weißt du von der Feuerversicherung deiner Eltern?
2. Wie war das Bauernhaus eingerichtet?
3. Suche folgende Gegenstände und erkläre ihre Verwendung! Zeichne einige von ihnen!

Kohlpott, Kesselhaken, Feuerstülpe, Fußwärmer, Butterkerne, Wurstebock, Wasserjoch, Speckgaffel.

4. Sammle Inschriften von alten Häusern deines Heimatortes und zeichne Verzierungen, die du an ihnen findest!

5. Wenn du nach Detmold kommst, vergiss nicht, das Landestmuseum und das Freilichtmuseum zu besichtigen! Aus seinen Sammlungen kannst du über das Leben der Menschen in alter Zeit sehr viel lernen.

Die Ernte

Im Sommer können wir auf den Feldern noch hin und wieder Menschen sehen, die ihr Korn mit der Sense mähen, mit der Harke abnehmen und mit der Hand binden. Sie schwitzen dabei tüchtig, denn die Arbeit ist anstrengend. Wie froh können sie sein, dass das Feld nur klein ist und dass sie bald fertig sein werden!

So sind früher auch die großen Felder der Bauern abgeerntet worden. Wenn Ende Juli der Roggen reif war, versammelten sich die Mäher und Abnehmerinnen auf der Deele. Die "Kerls" fassten das "Streek" und wetzten damit die Sense, dass es bis in die Luke hinauf klang. Die Frauen standen dabei und hielten sich lachend mit der Schürze die Ohren zu. Trat der Bauer auf die Deele, so sagte die Grogmagd einen Spruch auf. Dann ging der Buddel herum.

Mit Blumen geschmückt, zogen die Mäher und Abnehmerinnen hinaus aufs Feld. Geschafft wurde an dem ersten Mähtag nicht viel. Zu oft guckten die Männer in die Flasche. Davon wurden sie schlapp und mussten sich unter den Büschen ausruhen, immer wieder.

Am nächsten Tag aber machten sie Ernst. Von der Frühstückspause bis zur Mittagszeit und dann wieder bis in den späten Abend mähten sie, beinahe Tag für Tag, sechs mühevollen, langen Wochen hindurch, der Bauer voran, dicht dahinter Knechte und Tagelöhner. Da gab es kein Schlappmachen. Zurückbleiben, das wäre eine Schande gewesen. Die Frauen nahmen das gemähte Korn mit der Harke ab, drehten Seile aus Halmen, banden die Garben und richteten sie in Reihen auf. Ein Glück für die Männer, dass das Korn damals viel dünner stand als heute! Die Felder wurden kaum gedüngt. Kunstdünger war noch unbekannt. Die Halme waren schwach, die Ähren kurz und leicht. Darum legte sich das Korn auch nicht platt auf den Boden, wenn es einmal stark regnete und stürmte.

Wenn die Sonne das Getreide etwa eine Woche getrocknet hatte konnte es eingefahren werden. Darauf freuten sich die Kinder schon lange Zeit vorher. Die kleinen Jungen und Mädchen durften den Leiterwagen auf dem Felde von Hocke zu Hocke fahren. Die Leine mussten sie dabei immer schön straff halten, damit die Pferde nicht mit dem Maul nach den Garben greifen konnten. Zwischendurch gab es viel Spaß mit dem Hunde, wenn er die Mäuse unter den Hocken schnappte, hinter den Fröschen herjagte oder seinen Ärger mit einem Igel hatte. Die großen Kinder standen oben auf dem Leiterwagen und halfen laden. Das war schon eine Kunst! Wenn das Fuder schief geladen war, kippte es um. Dann wurden die Packer ausgelacht. Ganz stolz war ein Bauernjunge, wenn er das

erstmal ein Fuder zum Hof fahren durfte. Brachte er es glatt durch die Deelentür mitten unter die Luke, dann durfte er sich als richtiger Mann fühlen. Über der Luke war unter dem First ein Wellrad, die "Ploiggen", befestigt. Darüber hing ein dickes Balkenseil mit einem Eisenhaken. Mit diesem Haken wurden die Bunde einzeln oder zu zweien auf den Boden gezogen. Da oben bildeten Knechte und Mägde eine Kette und warfen mit Heugabeln einander die Garben zu bis zu der Stelle, wo sie aufgeschichtet wurden.

Das Erntefest

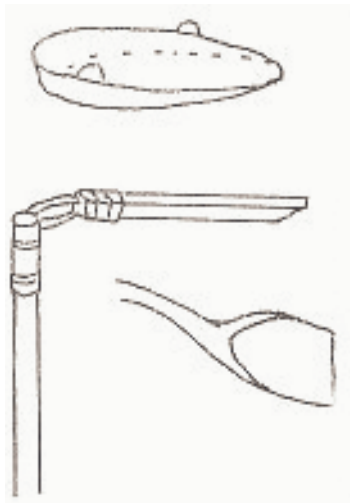
Nach sauren Wochen kam endlich der schönste Tag der Ernte: Das letzte Fuder wurde eingeholt. Vier mit Blumen und bunten Bändern geschmückte Pferde zogen den Wagen, der bis an die oberen Leiterbäume mit Härksel beladen war. Über dem Fuder schwebte an einer langen Stange die Erntekrone. Frauen und Kinder saßen auf dem Wagen, die Knechte, mit Blumen und flatternden Bändern an den Hüten, ritten auf den Pferden. Mit fröhlichen Liedern ging es im Trab durch das ganze Dorf, manchmal sogar durch die Nachbarorte zum Hof. Das letzte Fuder fuhr der Bauer meistens selber auf die Deele. Alle nahmen die Hüte und Mützen ab, man sang "Nun danket alle Gott", und der Bauer sprach ein Dankgebet. Darauf sagte die Großmagd einen Erntespruch auf, und der Bauer musste den Schnapsbuddel aus dem Schrank holen und fleißig einschenken. Am Abend, wenn das Vieh versorgt war, gab es ein Festessen: Der Erntehahn wurde verzehrt. Bis spät in die Nacht sang und tanzte man auf der Deele.

Aufgaben:

1. Wie feiert man in deinem Dorf das Erntedankfest?
2. Hast du schon einmal eine Erntekrone gesehen? Zeichne und beschreibe sie!

Dreschen

Wenn der große Markt Wilbasen gewesen war (12. 9.), klapperten von der Uchte an (2-3 Uhr) auf den Höfen die Dreschflügel. Die Mägde warfen mit langen Gabeln die Garben durch die Luke auf die Deele herab, die Drescher: Bauer, Knechte, Tagelöhner und Tagelöhnerinnen, schnitten sie auf und breiteten sie, die Ähren nach der Mitte, auf dem Boden aus. Im trüben Schein der flackernden Wandlaterne standen sie einander gegenüber, ließen die Dreschflügel durch die Luft kreisen, dass die schweinsledernen Riemen knarrten, und schlugen im Takt auf die Ähren, dass die Körner herausprangen und der Staub hoch aufwirbelte. "puck, pack" und "de Steolpatt" klang es bei den kleinen Leuten; von den größeren Höfen erschall es "pucke, packe" oder gar ..puckela, puckela". Dann wussten die Nachbarn gleich, wie viel Drescher am Werk waren. Ein paar mal schritten die Drescher über die ausgebreiteten Garben hinweg, die eine Reihe vorwärts, die andere rückwärts. Zwischendurch wurden die Garben gewendet. Darauf harkten die Frauen das ausgedroschene Stroh



zusammen, banden es mit Strohseilen, und die Männer reichten mit Forken die Bunde den Mägden hinauf, die es auf den Boden zurückpackten. Das mit Unkrautsamen und Spreu vermischte Korn fegte man zusammen, und die Drescher warfen es vor der großen Deelentür mit der Worfshute gegen den Wind. Weit flog das schwere Korn auf ausgebreitete Laken, die leichte Spreu aber wurde von dem Wind fortgetragen, dass sie über den ganzen Hof stob. Zum Reinigen des Kornes benutzte man auch den Wann. Das Korn wurde darin tüchtig geschüttelt. Die Spreu, die sich an der Oberfläche sammelte, fegte man mit einem Gänseflügel ab.

Ermattet, schwitzend, staubbedeckt sanken die Männer und Frauen beim Frühstück und beim Mittagessen auf die lange Bank in der Leutestube. Aber wenn sie sich an die riesigen, dampfenden Schüsseln heranmachten, die die Bäuerin auftrug, dann hätten ihr mal sehen sollen, wie sie zulangten! Noch heute sagt man von einem, der tüchtig essen kann: "Heu frett os'n Dösker."

36 Lagen mussten jeden Tag gedroschen werden. Todmüde waren die Drescher, wenn Feierabend war. Groß war daher die Freude, wenn das Dreschen gegen Weihnachten beendet war.

Aufgaben: 1. Mische Korn mit Spreu! Wirf eine Handvoll kräftig gegen den Wind! Schüttle die Mischung in einer Schüssel! Was beobachtest du?

2. Warum haben die alten Bauernhäuser so große Deelen?

Ein Tag aus dem Leben eines Hütejungen

"Aufstehen!" rief Mutter Tegeler ihren Ältesten, den Fritz, "aufstehen, es ist schon 5 Uhr durch! Der Vater schimpft sonst!" Sie rüttelte ihn ein paar mal an der Schulter. Er schlug die Augen auf und sprang schon mit beiden Beinen vom Strohsack. Ein Blick aus dem Fenster zeigte ihm, dass das Wetter heute schön werden würde. Schnell lief er auf den Hof, um sich aus dem Brunnen einen Eimer Wasser heraufzuziehen, wusch sich, bekam von der Mutter noch eine Scheibe Brot, und dann band er die beiden Kühe im Stall los, nahm sie an den Strick und zog mit ihnen fort. Heute morgen wollte er die Kühe am Straßenrand weiden lassen. Dabei musste er aufpassen, dass sie keinen Schritt zu weit gingen und vielleicht dem Bauern das Getreide zertraten. Nebenbei konnte er dann noch einmal die Gesangbuchverse aufsagen, die er gestern gelernt hatte und die er heute in der Schule können musste. Empfindlich kalt war es an diesem Morgen noch, und er war froh, dass er der Mutter gehorcht und sich noch ein Paar Wollsocken angezogen hatte.

Inzwischen war es gegen halb neun geworden, Zeit, zurückzukehren, damit er pünktlich zur Schule kam. Die Kleinen waren schon seit 7 Uhr in der Schule und gingen bald nach Hause, während für die Großen nun der Unterricht begann. Leicht war es für die Schüler nicht, den Worten des Lehrers zu folgen und aufzupassen. Zu sechsen saßen sie in einer Bank, und manchmal musste einer dem anderen einen kleinen Schubs in die Seite geben, damit der nicht einschief vor Müdigkeit.

Als die Glocke vom Kirchturm zu Mittag geläutet hatte, war die Schule zu Ende, und Fritz wanderte mit seinen Freunden heim. Die Suppe stand schon auf dem Tisch, und als die Mahlzeit beendet war, nahm Fritz seine Tasche mit Tafel, Rechen- und Realienbuch, und dann ging's wieder mit den Kühen hinaus. Am Nachmittag sollte er die Tiere auf einen Acker treiben, den der Vater im Frühjahr nicht bestellt hatte. Das machten damals die Bauern so, weil sie noch keinen Kunstdünger kannten. Sie ließen jedes Ackerstück alle paar Jahre brach, das heißt unbestellt, liegen. In der Brache sollte sich der Boden erholen, damit er in den folgenden Jahren bessere Ernten bringen konnte.

Als Fritz mit seinen beiden Kühen am Steinwegacker angekommen war, setzte er sich in den Schatten der Hecke und begann mit seinen Schularbeiten. Er hatte in der Schule heute gut aufgepasst, und so konnte er schnell mit dem Rechnen und Schreiben fertig werden. Dann las er durch, was im Realienbuch über das Eichhörnchen stand. Aber das wusste er auch ohne das Buch, denn draußen in der Natur kannte er sich aus. Den Rest des Nachmittags durfte er machen, was er wollte. Die Kühe konnten kaum Unheil anrichten, denn nach drei Seiten war das Stück von Hecken umgeben. Gestern hatte er sich ein altes Messer mitgebracht und ein Stück Holz, aus dem er seinem kleinen Bruder ein Schiffchen schnitzen wollte, mit dem sie dann am Bach spielen konnten. Zum Geburtstag wollte er es ihm schenken, übermorgen. Von den Eltern würde der Kleine wohl nur ein Paar neue Holzschuhe bekommen. Eine Geburtstagsfeier mit Kaffee und Kuchen gab es nicht. Als es auf den Abend zuging, zog Fritz mit seinen Tieren wieder heimwärts und war froh, dass er sein Schnitzwerk fast fertig hatte.

Wie die Bauern für ihre Kleidung sorgten

Die Bauern erzeugten nicht nur alle Lebensmittel selbst. Sie stellten auch das, was man für die Kleidung braucht, zum größten Teil selbst her. Für die Kleidung sorgten die Schafe und der Flachs. Auf jedem Hofe wurden Schafe gehalten. jedermann baute Flachs an. Noch vor hundert Jahren waren Flachsfelder den Lippnern ein so gewohnter Anblick wie Roggen- und Haferfelder.

Der Flachs

Aufgabe: Aus einem Leinenlappen ziehen wir einen Faden und betrachten ihn unter einem Vergrößerungsglas. Wir sehen, dass er aus vielen einzelnen zusammengedrehten Fasern besteht. Legt ein Menschenhaar daneben und vergleicht die Dicke!



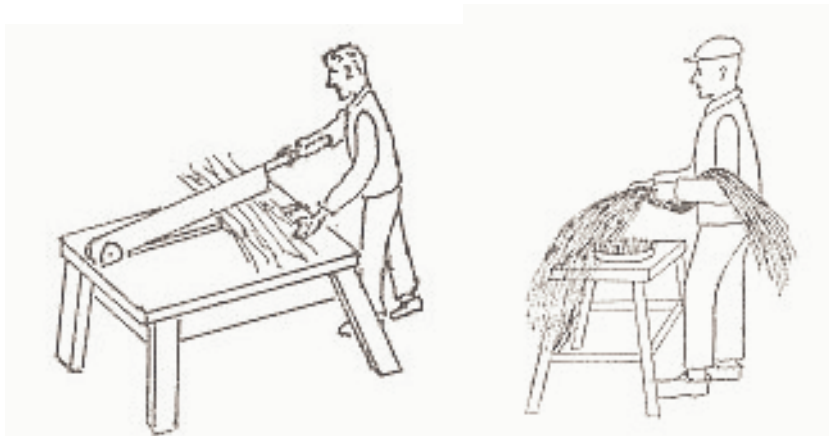
Die Fasern sind in den Stengeln einer Pflanze gewachsen, die euch vermutlich unbekannt ist: Flachs (auch Lein genannt). Aber ihr kennt doch alle Brennnesseln? Wenn ihr einen Brennesselstengel zerreißt, so seht ihr, dass er von langen, festen Fasern durchzogen ist. Ähnliche Fasern enthält auch der Flachsstengel.

Der Flachs liefert den Menschen nicht nur Fasern. Aus seinen blauen Blüten entstehen in der Reifezeit Kapseln. Jede Kapsel enthält zehn kleine Körnchen, Leinsamen genannt. Ihr kennt

ihn sicherlich, denn Leinsamen ist in dem Vogelfutter enthalten, das wir in den Geschäften für unsere Zimmervögel kaufen. Kneift einige Samenkörner mit dem Fingernagel durch! Die Finger werden fettig. Leinsamen enthält Öl. Leinöl, das man aus Leinsamen presste, verwendeten die Leute früher als Brennstoff für ihre Lampen, ehe es Petroleum gab. Leinsamen, zu einem schleimigen Brei gekocht, gab man den Kühen, wenn sie sich verfressen hatten. Die Frauen bereiteten daraus heiße Umschläge, wenn jemand krank war. Leinöl wird auch zum Anrühren von Farben und zur Herstellung von Linoleum (Bodenbelag) gebraucht.

Wie der Flachs gerntet und aufbereitet wurde

Der Flachs wurde im Mai gesät. Im Juli, kurz vor der Roggenernte, war er reif. Er wurde nicht gemäht, sondern mit den Stengeln aus der Erde gerupft, damit man möglichst lange Fasern bekam. Die Früchte pflückte man nicht mit der Hand ab; das hätte zu lange gedauert. Auf der Deele band man ein Wagenrad auf einen Holzbock und befestigte auf den Felgen oder Speichen eiserne Kämme, Reepe genannt. Die Reepedamen zogen den Flachs durch die Eisenzinken. Dabei fielen die Früchte und die meisten Blätter zu Boden. Die Männer banden die Stengel zu Bündeln.



Die Flachsbündel fuhr man auf Leiterwagen zur Flachsrotte. Das war ein kleiner Teich, durch den ein Bach flog. Die Bündel wurden in das Wasser geworfen, mit Stroh und Brettern bedeckt und mit Steinen beschwert. Dann ließ man den Flachs neun Tage rotten, das heißt faulen. Dabei verfaulten die äußere Haut und die holzigen Teile der Stengel, und die Fasern lösten sich. Man breitete den Flachs in dünnen Schichten vier Wochen zum Trocknen auf einem Stoppelfeld aus. Der letzte Rest Feuchtigkeit wurde in einem heißen Backofen herausgedörst. Danach konnte man die Stengel unter den eisernen Kanten der Flachsbreche, Racke genannt, zu kleinen Stücken zerbrechen, ohne die Fasern zu beschädigen. Viele Stengelstückchen fielen dabei von den Fasern ab, andere blieben hängen. Sie lösten sich erst, wenn man den Flachs ein paar mal durch die eisernen Zinken der Hechel zog. So bekam man endlich die reinen Fasern.

Wie die Fasern zu Garn gesponnen wurden

Die einzelnen Fasern waren viel zu dünn und zu kurz. Daraus konnte man keinen Stoff weben. Sie mussten erst zu Fäden gesponnen werden.

Wenn der Winter kam, saßen Tag für Tag Bauer und Bäuerin, Knechte und Mägde und sogar die Kinder oft bis in den späten Abend am Spinnrad. Der Spinner schlug die Flachsfasern um einen Stock, den Rocken, und setzte ihn auf das Spinnrad. Aus dem Rocken zog er einen feinen Faden und befestigte ihn an der Spule des Spinnrads. Wenn er dann das Spinnrad wie eine Nähmaschine mit dem Fuß in Bewegung setzte, drehte es die Fasern zu einem Faden zusammen und wickelte ihn auf. Für die Kinder war es gar nicht einfach, das Spinnen zu lernen. Einmal geriet ihnen der Faden zu dick, dann wieder zu dünn, und manchmal riß er sogar. Dann gab es Tränen, und die Mutter musste trösten und die Fadenenden wieder aneinander knüpfen. Mochte ihnen auch der Rücken schmerzen von dem langen Stillsitzen, mochten die Finger wund werden von dem durchlaufenden Faden, sie bekamen nicht eher frei für Spiel und Schularbeit, bis sie ihr Teil gesponnen hatten, 1000-2000 Meter täglich, je nach Alter. Eine erwachsene Magd musste jeden Tag 3000 Meter Faden spinnen. Wie freuten sich die Menschen, wenn abends die Nachbarn mit ihren Spinnrädern zu Besuch kamen und wenn man sich die eintönige Arbeit durch Geschichten und Lieder verkürzen konnte!

Wie das Garn zu Leinen gewebt wurde

Viele Bauern besaßen einen Webstuhl und webten das Garn selbst zu Leinwand. Die Frauen nähten daraus Bettlaken und Bettbezüge, Tischdecken und Hemden und füllten damit Schränke und Truhen für den eigenen Haushalt und für die Aussteuer der Töchter. Aus Leinwand schneiderte man auch die Kleider für die Frauen, die Hosen und Kittel für die Männer, denn nur die Festtagsgewänder waren aus Wollstoff gefertigt.

Hast du einmal etwas vom Waschen und Scheren der Schafe und von der Verarbeitung der Wolle gehört?

Lippe, das Leineweberländchen

Vor hundertfünfzig Jahren schrieb einmal ein bremischer Kaufmann auf einen Briefumschlag: An die Fürstin des Leineweberländchens. Dieser Brief ist richtig in Detmold angekommen. Als Land der Leineweber war Lippe überall bekannt.

Warum ist Lippe ein Leineweberland geworden?

In unseren Städten wohnten früher nicht nur Kaufleute und Handwerksmeister, auf dem Lande nicht nur große Bauern. Es gab auch kleine Leute, die kein Geschäft oder kein Ackerland hatten. Wovon sollten sie leben? Es konnte ja nicht jeder als Handwerksgeselle oder als Knecht oder Tagelöhner auf den Höfen sein Brot verdienen. Da haben sich diese Menschen für zwei Taler ein Spinnrad gekauft und sind Berufspinner geworden. Den Flachs kauften sie auf den großen Höfen, die mehr Flachs ernteten, als sie für sich selbst brauchten. Das fertige Garn verkauften sie an die Weber. Einen Webstuhl freilich konnte sich nicht jeder leisten; er kostete 10 Taler. Darum war die Zahl der Weber kleiner als die der Spinner. Im Jahre 1790 gab es in Lippe 9000 Gewerbetreibende. Das waren Leute, die ein Handwerk betrieben oder einen Kaufmannsladen besaßen. Von diesen 9000 Menschen waren 3800 Spinner und 1700 Weber. Auf den Bauernhöfen klapperten noch weitere 1500 Webstühle.

So wurde viel mehr Leinwand hergestellt, als im Lande selbst gebraucht wurde. Die Weber packten ihre Leinwand in Kiepen und trugen sie zum Verkauf nach Lemgo, Detmold, Horn, Blomberg oder Oerlinghausen. Dort mussten sie ihre Ware dem Leggemeister vorlegen. Der prüfte ihre Güte und maß die Länge nach. Nur geprüftes Leinen durften die Weber an die Kaufleute verkaufen. Lippische Kaufleute, hauptsächlich aus Lemgo, brachten die Leinwand zu Lande auf die großen Märkte und Messen in Frankfurt, Leipzig, Amsterdam, Paris und Madrid und zu Wasser in die Hafenstadt Bremen. Von dort gelangte sie in alle Teile der Welt, nach England, Schweden, Rußland, sogar in das ferne Amerika.

Heute ist Lippe kein Leineweberland mehr. In England wurden um 1800 Spinn- und Webmaschinen erfunden. Eine Webmaschine schaffte an einem Tag mehr als ein Handweber in einer Woche. Dadurch wurde das Leinen billiger. Unsere lippischen Weber mussten das Leinen zu einem so niedrigen Preis verkaufen, dass sie von dem Lohn nicht mehr leben konnten. Armut und Not kehrten in unser Land ein.

Das gleiche Schicksal erlitten die Weber auch in anderen Teilen Deutschlands, vor allem in Schlesien.

Das Land der Ziegler

Als mit dem Weben kein Geld mehr zu verdienen war, sahen sich viele Lipper nach einem neuen Beruf um. In der Heimat fanden sie keine Beschäftigung. Aber außerhalb unseres Landes fehlte es an Arbeitern, vor allem auf den Ziegeleien. Da wurden viele Lipper Ziegler und zogen als Wanderarbeiter jedes Frühjahr in die Fremde, ins Ruhrgebiet, nach Holland und Friesland, Hamburg, Schleswig-Holstein, Dänemark und in andere Länder. So viele Tichelbäcker" gab es schließlich in Lippe, dass von fünf Männern zwei Ziegler waren, in manchen Dörfern sogar mehr als die Hälfte der Männer. So wurde aus dem Volk der Leineweber das Volk der Ziegler.

Die Ausfahrt der Ziegler

Es war um die Jahrhundertwende. Der Frühling war eingekehrt, das Osterfest schon vorbei. Da wurde es Zeit, dass sich in den lippischen Dörfern die Ziegler rüsteten. Auch in Drawen Hause herrschte Abschiedsstimmung, denn der Vater musste in den nächsten Tagen wieder in die Fremde hinaus. Im Winter hatte er als Hausschlachter ganz gut verdient und auch ab und zu den Bauern beim Dreschen geholfen.

Nun musste Mutter den Pucken, den großen Leinensack, packen. Sie verstaute darin Wäsche und Strümpfe, Arbeitszeug und Schuhe und legte zuletzt noch eine Seite Speck und einige Würste aus der eigenen Schlachtung dazu. "Was du dir mitnimmst, brauchst du in der Fremde nicht für teures Geld zu kaufen", sagte sie.

Schließlich war der Tag der Abfahrt gekommen. Die Mutter holte die Schubkarre hervor und lud den "Puck(en)" darauf. Dann ging es los zum Bahnhof im Nachbardorf. Gesprochen wurde unterwegs nicht viel, denn jeder hatte seine eigenen Gedanken. Der Vater dachte an seine Familie, die er ein halbes Jahr

nicht wiedersehen würde. Ob die Mutter die Arbeit -ruf dem Felde und im Hause wohl schaffen würde? Auch das Vieh wollte versorgt sein, die Kuh und die beiden Schweine. Es war nur gut, dass der Älteste, der Fritz, schon mithelfen konnte. Er musste die Kuh hüten und auf dem Felde mit zupacken. Die Mutter wiederum dachte an den Vater. Würde er wohl gesund bleiben? Sie wusste, dass die Arbeit anstrengend war, und der Vater war nicht mehr der Allerjüngste!

Unterdessen waren sie am Bahnhof angekommen. Einige andere Ziegler waren schon da und begrüßten Vater und Mutter Drawe. Sie kannten sich ja alle, denn die Männer waren im vergangenen Jahre schon gemeinsam auf der gleichen Ziegelei gewesen.

Bald kam der Zug, und alle drängten sich nach hinten zu den Wagen der vierten Klasse. "Einsteigen! Einsteigen!" erschall schon der Ruf. Noch ein letztes Händeschütteln, und der Zug fuhr an.

Auf den nächsten Stationen stiegen noch weitere Ziegler ein, denn in diesen Tagen fuhren an die 10000 lippische Männer in die Fremde, um dort den Sommer über zu arbeiten und Geld zu verdienen. Je weiter der Zug nach Norden kam, desto stiller wurde es bei den Männern. Mancher half sich mit einem Schluck aus der Flasche über den Abschiedsschmerz hinweg.

Als Zieglerjunge in der Fremde

"Sünste Jakob", den 14. Oktober, hörte die Arbeit in der Ziegelei auf, und die Ziegler fuhren in ihre lippische Heimat zurück. Nur wenige blieben noch einige Zeit da, um die letzten Steine zu brennen und aus dem Ofen zu karren.

Tegelers Fritz war unter den ersten Heimkehrern. Seine Mutter freute sich, dass sie den Ältesten wieder zu Hause hatte. Und Vater, der in diesem Jahr nicht mitgezogen war, ließ sich alles haarklein erzählen, was der junge in seinem ersten Zieglersommer in der Fremde erlebt hatte. Als die Turmuhr im Dorf elf schlug, saßen sie noch immer in der Stube zusammen.

Am kommenden Morgen schlief Fritz sich zunächst einmal tüchtig aus. So kam er erst nachmittags zu seinem Freund Karl Brinkmann, der noch zur Schule ging.

Karl saß gerade in der Küche an seinen Rechenaufgaben. Als er Fritz über den Hof kommen sah, sprang er auf und lief ihm nach draußen entgegen.

„Schön, dass du wieder da bist! Na, wie war es denn auf der Ziegelei? Ich dachte, ich hätte einmal etwas von dir gehört - aber Pustekuchen! Du hast wohl gar nicht mehr an mich gedacht? - Aber komm, setz dich zu mir auf die Bank und schieß schon los! Ich bin sehr gespannt.“

Und Fritz berichtete. "Ja, als wir auf der Ziegelei ankamen, habe ich zuerst ein langes Gesicht gemacht. In eine alte Baracke mussten wir einziehen, die sah einer Scheune ähnlicher als einem Wohnhaus. Im Schlafrum lagen für jeden ein Strohsack und ein paar Decken bereit. Das war alles. Kleiderschränke gab es da nicht. Unsere Sachen ließen wir einfach im "Pucken", den konnten wir gut als Kopfkissen gebrauchen.

Der Meister zeigte mir gleich hinter der Baracke die Pumpe. Ich sollte ja kochen und musste wissen, wo ich das Wasser für den Kaffee holen konnte. Ob es allen in der ersten Zeit geschmeckt hat, was ich gekocht habe, weiß ich nicht. Sie haben es gegessen, wie es gerade geraten war. Später gelang es mir bestimmt besser; denn es gab ja alle Tage immer nur das gleiche Essen: morgen-, Hafergrütze, mittags Erbsen mit Kartoffeln und Speck. - Alles, was ich zum Kochen brauchte, besorgte der Meister. Die Ausgaben für die Lebensmittel zog er uns vor ein paar Tagen erst ab, als er den Lohn auszahlte. Brot, Speck und Wurst musste sich jeder selber halten. Speck und Wurst hatten wir ja mitgebracht. So brauchten wir nur noch das Brot zu kaufen."

"Als Koch hattest du doch ein feines Leben", meinte Karl.

"Nein, mein Lieber, das Kochen musste ich nebenher besorgen.

"Und was für Arbeit musstest du noch verrichten?"

"Die Steine abtragen, die der Meister aus dem frischen Ton geformt hatte. Einige Tausend schaffte er am Tag, und ebenso oft musste ich hin und her rennen. Du weißt, ich konnte ja immer ganz gut laufen, aber hier wurde es mir in den ersten Wochen fast zuviel. Oft habe ich die Zähne zusammenbeißen müssen, damit ich nicht schlappmachte. Doch nach und nach habe ich mich an die Rennerei gewöhnt."

"Na, da hast du aber manches Paar Schuhsohlen durchgelaufen? Und die Strümpfe hatten sicher auch alle paar Tage Löcher?" fragte Karl.

"Was du wohl denkst! Schuhe und Strümpfe wurden nur sonntags angezogen. Und wenn die Strümpfe durch' waren, musste ich sie stopfen."

"Dann hast du deine Hemden und Hosen auch wohl selber gewaschen und geflickt, wie?"

"Meinst du, das hätten die andern für mich getan? Für Waschen, Flicken und Stopfen hatten wir nur am Sonntag Zeit oder auch einmal samstags, wenn wir etwas früher Feierabend gemacht hatten. An den übrigen Wochentagen wurde es immer sehr spät. Vor acht, neun Uhr hörten wir selten auf. Und dann war ich so müde, dass ich mich sofort auf den Strohsack warf. Morgens um vier war die Nacht schon wieder vorbei."

Aus der Schlafkammer drang jetzt das Schreien eines kleinen Kindes.

"Das ist unser Wilhelm. Ja, der kann das schon ganz prächtig", sagte Karl stolz.

"Ich habe gar nicht gewusst, dass du ein Brüderchen bekommen hast", antwortete Fritz erstaunt.

"Lebst du denn hinter dem Mond? Hast du denn die ganze Zeit nichts von hier gehört?"

"Nur einen einzigen Brief habe ich auf der Ziegelei bekommen, das war alles."

Die beiden Freunde hockten noch lange auf der Bank. - Ob Karl es wohl an diesem Nachmittag noch geschafft hat, all das auf die Reihe zu bringen, was sich den Sommer über im Dorf zugetragen hatte?

Den Rest der Rechenaufgaben erledigte er diesmal nicht so ordentlich wie sonst.

Ziegler im Winter

Auch Klöppings Hermann aus Schlangen kehrte im Oktober wieder heim aus Schleswig-Holstein, dem Lande zwischen Nordsee und Ostsee. Den Sommer über hatte er als Brenner gearbeitet und sich dabei das Reißen geholt. Ein schönes Stück Geld brachte er mit, denn er hatte während des Sommers kaum einen Pfennig für sich verbraucht. Zu Hause fand er alles in Ordnung vor. Die Frau und die Kinder waren gesund und freuten sich tüchtig über den Rosinenstuten, den er ihnen mitbrachte.

Bald ging er daran, die Arbeiten, die für ihn liegengeblieben waren, zu verrichten. Während der schönen Herbsttage war er von morgens bis abends unterwegs, Holz im Walde zu sammeln und mit seinem Handwagen heimzufahren. Der Winter war lang, und das sauer verdiente Geld für die teuren Kohlen auszugeben, das wäre doch Verschwendung gewesen. Wenn es regnete, "wittkerte" er die Ställe oder sägte und hackte Holz. Zu tun gab es im Hause für ihn genug.

Im November half er seinem Freunde Friedrich Richts einige Tage beim Hausbau. Auf dem Schlänger Markt, der wegen der Ziegler vom September auf den November verlegt worden war, hatten sie das besprochen.

In den Wintermonaten arbeitete er als Hausschlachter. Da gab es für ihn immer viel zu tun, denn fast jede Familie hatte ein oder zwei Schweine im Stall stehen, die im Winter geschlachtet wurden. Da hieß es wie im Sommer frühmorgens heraus und fleißig an die Arbeit, denn am anderen Abend mussten die Würste fertig sein.

Auch Festtage gab es für ihn während des Winters. Zwei Hochzeiten in der Verwandtschaft wurden gefeiert. Die Ziegler heirateten nur in den Wintermonaten.

Und was machten die anderen, mit denen er den Sommer über "getichelt" hatte? August Drewes schnitzte "Holsken". Holzschuhe wurden damals im ganzen Lande getragen. Friedrich Diekmann half seinem Bruder beim Dreschen und beim Holzfahren. Heinrich Brinkmann arbeitete wie in jedem Winter als Holzfäller im Walde, und Heinrich Bökemeier kam in der Zuckerfabrik in Lage zu seinem Verdienst. So hatte jeder den Winter über eine Beschäftigung, bis es im nächsten Frühjahr wieder in die Ferne ging.

Dörentrup

An der Straße von Lemgo nach Barntrop, in Dörentrup, ragen die hohen Schornsteine einer Ziegelei empor. "Dörentruper Sand- und Tonwerk" heißt sie.

Denn sie stellt nicht nur Steine und andere Dinge aus Ton her. Zu dem Werk gehört auch eine riesengroße Sandgrube.

Staunend stehen wir am Rand dieses Loches, das die Menschen da in die Erde gewühlt haben. Elektrische Lorenzüge fahren darin herum. Die schwarze Schicht tief unten ist Braunkohle. Darüber leuchtet der Sand weiß wie Silber. Silbersand wird er deswegen genannt. Über dem Silbersand lagern Schichten von grauem und gelbem Sand und Lehm.

Den Dörentruper Silbersand haben eure Urgroßmütter in ihren jungen Jahren am Sonnabend in die Stube gestreut, wenn für Sonntag geschrubbt war. Das sah dann fein sauber aus. Und wenn in Lemgo das große Schützenfest ist, dann bestreut man die Straßen der Stadt auch heute noch damit zur Zierde und zum Schmuck.

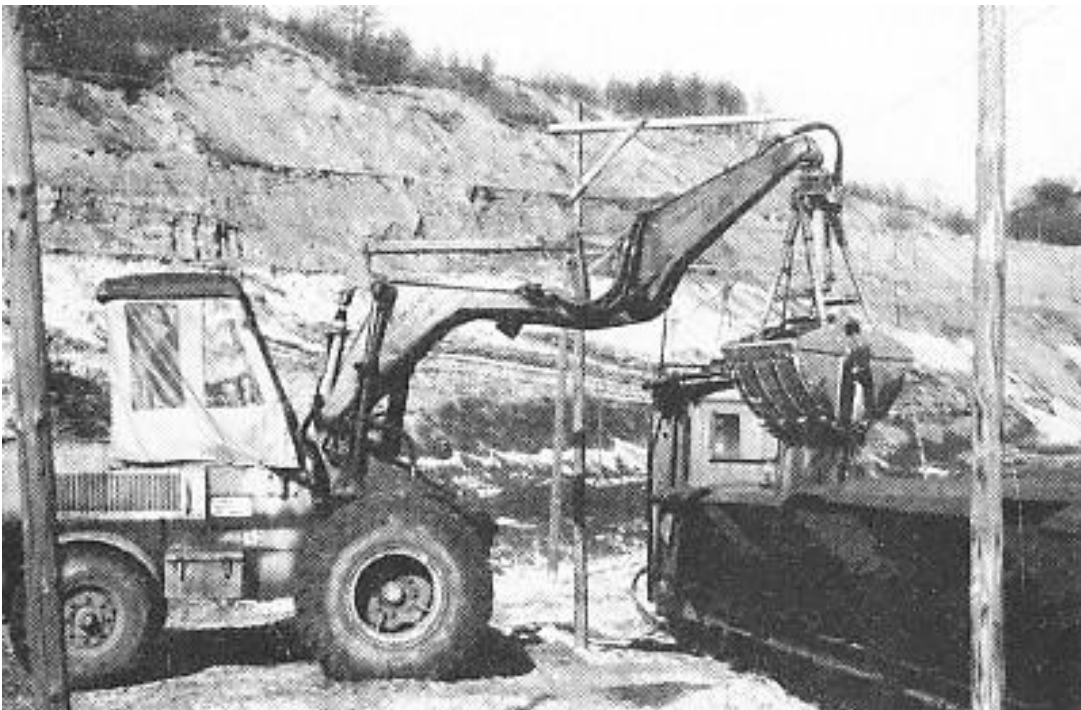


Foto: Dörentruper Silbersandgrube

In dem kleinen Häuschen an der Straße hat man noch vor sechzig Jahren den Sand scheffelweise verkauft. Damals war nichts weiter hier als der Meierhof, der Bahnhof und dieses kleine Haus.

Heute wäscht man den Sand drüben in den großen Fabrikhäusern und verschickt ihn dann mit der Eisenbahn. Ein Teil wird in riesigen eisernen Trommeln gemahlen. Nachher ist er so fein und so schneeweiß wie feinstes Weizenmehl. Er wird in Papiersäcken in die Glasfabriken geschickt. Dort macht man kostbares Kristallglas daraus, Brillengläser, Linsen für Fernrohre und viele andere wertvolle Gläser.

Wir besuchen die Ziegelei. Durch eine Seilbahn in der Luft ist sie mit der Lehmgrube verbunden. Eiserne Mollen laufen mit Rollen auf einem dicken Tragseil und werden durch ein dünneres Zugseil gezogen. Sie bringen den Lehm aus der Grube in die Ziegelei.

Wir werfen noch einen Blick in das große Klinkerwerk. Voll Staunen sehen wir den Pressen zu, die die Klinkersteine und die Dachziegel formen. Da ist auch das lange Transportband, das die Steine durch die Hallen bis zu dem Arbeiter führt, der sie kunstvoll auf die kleinen, feuerfesten Wagen packt. Wir sehen den riesenlangen Ofen, in den die Wagen mit den Steinen hineingeschoben werden. Sie müssen durch ein wahres Höllenfeuer von 1500 Grad Hitze hindurch, erkalten dann langsam und rollen am andern Ende des Klinkerofens fertig gebrannt heraus. Der Arbeiter öffnet einmal die Tür zu diesem Höllenrachen, und wir sehen tief drinnen die Steine in Weißglut leuchten.

Überall laufen und dröhnen große Maschinen. Wir sehen die vielen Männer bei ihrer schweren Arbeit, sehen Steine und Rohre, Dachziegel, Klinker und Wandplatten in den verschiedensten Farben und Formen.

In einer Polstermöbelfabrik

Wie die Fabrik entstand

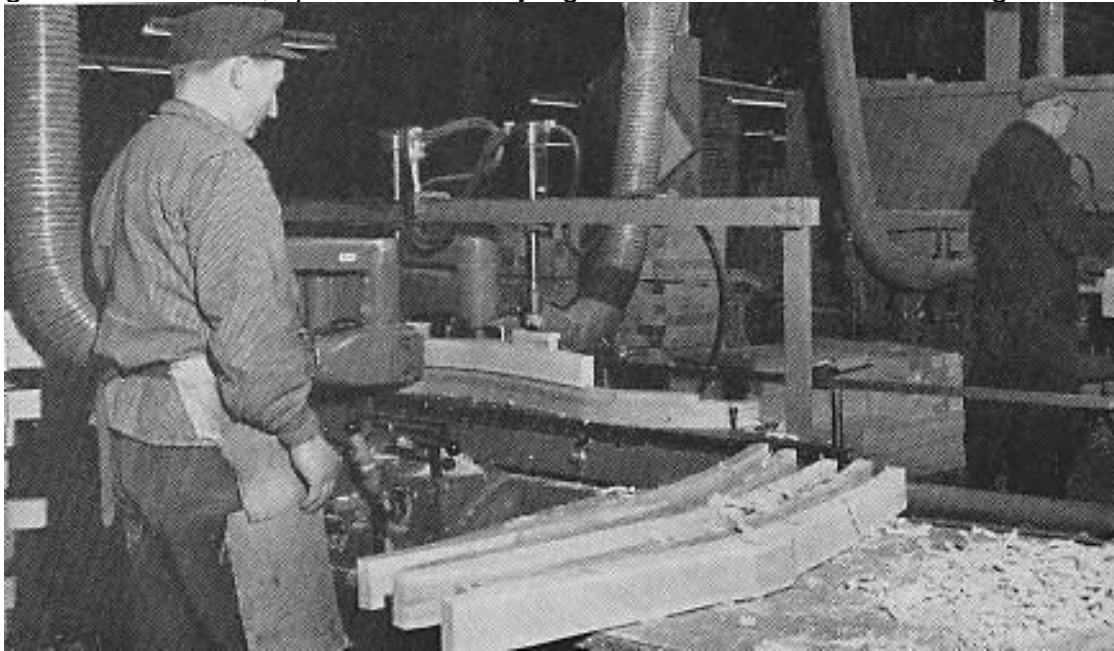
Fünfundvierzig Jahre hat Gerhards Grogvater in derselben Lemgoer Polstermöbelfabrik gearbeitet. Gleich nach seiner Tischlerlehre hat er in dem Betrieb angefangen. Gern erzählt er von den Zeiten, die nun schon lange zurückliegen.



"Wo sich heute das Industrieviertel ausbreitet mit seinen vielen Fabriken, mit den hohen, qualmenden Schornsteinen und den belebten Asphaltstraßen, lagen damals die Felder und Wiesen unserer Ackerbürger. Auf den einsamen, holprigen Feldwegen traf man gelegentlich einen Bauern, der mit seinem Pflug zum Acker zog, oder eine Kuhherde, die zur Weide trottete.

Dort baute vor über einem halben Jahrhundert der Vater des heutigen Fabrikbesitzers eine kleine Werkstatt, eine Möbelbude, wie wir damals sagten. Mit wenigen Arbeitern fing er an. Ein paar Hobelbänke, Sägen und Schleifmaschinen waren die ganze Einrichtung. Wir bauten Gestelle für Sofas und Polstersessel.

War ein Gestell fertig, so packten wir es auf einen Handwagen. Zusammen mit einem Arbeitsjungen zog es der Meister selber zum Polsterer in die Stadt. Der polsterte es und verkaufte es an die Bürger. Wenn alle Hände in der Fabrik gebraucht wurden, spannte sich die junge Meisterfrau mit vor den Wagen.



Unsere Polstergestelle waren gut. Das sprach sich im Lipperland bald herum. Da kamen auch von außerhalb die ersten Bestellungen. Waren die Kunden mit der Eisenbahn zu erreichen, so fuhren wir die Gestelle zum nahen Bahnhof und verladen sie in Güterwagen. Fuhrleute waren mit ihren Pferdegespannen oft lange unterwegs, um sie den anderen Bestellern zu bringen.

So ging es vorwärts, trotz des vierjährigen ersten Weltkrieges. Der Meister musste die Werkstatt vergrößern. Er ließ eine lange Halle errichten und darin immer mehr und immer bessere Maschinen aufstellen. Ständig wuchs die Zahl der Arbeiter. Für die fertigen Gestelle wurde ein Lagerhaus gebaut. Aus der kleinen Werkstatt entstand eine Fabrik.

Wir bauten so viele Gestelle, dass wir sie in der Umgegend nicht alle verkaufen konnten. Da ließ der Fabrikant viele hundert bebilderte Kataloge drucken und verschickte sie an die Polstermeister im weiten deutschen Land. Vertreter reisten von Ort zu Ort und verkauften unsere Sessel und Sofas. Auf großen Ausstellungen zeigten wir unsere Muster.

Der Erfolg blieb nicht aus. In Berlin, Hamburg, München, Breslau und anderen Städten mussten wir Lager- und Ausstellungsräume mieten. Selbst ins Ausland, sogar bis in das ferne Südafrika, gingen unsere Möbel.

So musste die Fabrik ständig erweitert werden. Heute, das wisst ihr ja, bedeckt sie ein Gelände, das viel größer ist als ein Sportplatz. Fünfhundert Menschen arbeiten dort."

Fabrikarbeiter heute und früher

Auch Gerhards Vater arbeitet in der Polstermöbelfabrik. Nachmittags um fünf Uhr hat er Feierabend. Sonnabends ist er den ganzen Tag zu Hause. In jedem Jahr bekommt er achtzehn Tage Urlaub. Im Urlaub des vergangenen Sommers war die Familie in Vaters Volkswagen an die Ostsee gefahren. Auf einem Campingplatz am Strand hatten sie ihr Zelt aufgeschlagen und darin eine Woche gewohnt. Gerhard wird nicht vergessen, wie er in den schönen Ferientagen im Sand Burgen baute und in den Wellen der See schwamm. Gerhards Eltern konnten sich die Reise erlauben. Sie hatten schon lange dafür gespart, und die Fabrik zahlte für die Urlaubszeit den Lohn weiter.

Großvater weiß aus seinen jungen Jahren anderes zu berichten: ‚Sechzig Stunden in der Woche mussten wir arbeiten, von Montag bis Sonnabend, täglich zehn Stunden. Drei Mark verdiente ich am Tag. Das war wenig. Wenn wir uns nicht im Sommer morgens und abends bis in die Dunkelheit auf unserem Feld und im Garten gequält und Schweine, Ziegen und Hühner gehalten hätten, dann hätten wir wohl nicht oft Wurst auf unseren Frühstücksbroten gehabt. Ein Sonntagsanzug für die Männer musste zwanzig Jahre halten, und die Frauen bekamen auch nur alle paar Jahre einmal ein neues Kleid. An bezahlten Urlaub dachte überhaupt noch kein Mensch. Reisen war etwas für die feinen Leute, für Fabrikanten, Kaufleute und Doktoren. Ich habe in meinen jungen Jahren nur eine einzige Reise gemacht, und die dauerte nur einen Tag.“ „Nach Hannover zu deinem Bruder?“ fragt Gerhard. „Nein, nach Detmold zum großen Hermann.“

In der Fabrik

Schon lange möchte Gerhard einmal die Fabrik und Vaters Arbeitsplatz kennen lernen. Eines Tages ist dazu Gelegenheit. Vater kann wegen eines entzündeten Armes nicht arbeiten. Er hat im Betrieb etwas auszurichten und nimmt seinen jungen mit.

Ein Lastwagen, der mit dicken Baumstämmen beladen ist, fährt auf den Hof. Polternd rollen die schweren Stämme auf die Erde. Ein Kran fasst einen der Bäume und hebt ihn, als ob er ein leichtes Spielzeug wäre, auf einen niedrigen Karren. Auf diesem Karren rollt er zum Gatter, dem Sägewerk. Kreischend fressen sich mehrere dicht nebeneinanderstehende Sägen in den Stamm und zerschneiden ihn in Bretter. Die Bretter werden auf dem Holzplatz zum Trocknen gestapelt. Staunend geht Gerhard durch die langen Reihen der hohen Bretterstapel. So groß ist das Holzlager, dass man sich beinahe darin verlaufen kann. Woher all das Holz kommt, möchte Gerhard gern wissen, und sein Vater erklärt es ihm.

Die meisten Bretter standen einst als Buchenstämmen in den Wäldern des Weserberglandes. Auch das Birken-, Kirschen- und Ahornholz stammt aus Deutschland. Andere Holzarten aber kommen von weit her aus fremden Ländern. So lagern in einer Reihe Limba- und Mahagonihölzer aus den Urwäldern des fernen Afrika und Nussbaumholz aus der Türkei und aus Frankreich.

Abseits von den Fabrikhallen steht ein einzelnes Haus. Durch die geöffnete Tür erblickt Gerhard die große Dampfmaschine. Ihr unersättliches Maul wird mit Holzabfällen und Sägespänen gefüttert. Sie treibt die Dynamomaschine an, die den elektrischen Strom für die Fabrik erzeugt.

Nun ist Gerhard aber neugierig, wie es in den Hallen aussieht. Sein Vater zeigt ihm, wie aus einem Brett die Armlehne eines Sessels entsteht.

Ein Arbeiter zeichnet ihren Umriss mit einer Schablone auf ein Brett.

Dann wandert das Brett von Maschine zu Maschine. Zuerst wird die Lehne grob ausgesägt. Darauf erhält sie die elegante Form. In einer anderen Maschine werden die Rundungen ausgeschliffen. Schön gleichmäßig glatt muss sie sein; das erfordert eine besonders sorgfältige Arbeit. An beiden Enden fressen flinke Bohrer kleine Löcher in das Holz. In diese Löcher werden mit großem Druck runde Zapfen getrieben. Sie sollen die Lehne mit den anderen Teilen des Sessels verbinden.

Ganz wirr wird es Gerhard im Kopf von dem Surren der Motoren und Räder und vom Kreischen der Bohrer und Sägen. Gerhard spürt den Staub auf der Zunge und im Halse. Ab und zu muss er husten. "Hier könnte ich es nicht den ganzen Tag aushalten", denkt er beklommen.

An einer der Maschinen steht sonst sein Vater. Seine Arbeit muss von einem Arbeitskameraden getan werden, der eigentlich einen anderen Platz hat. Da merkt Gerhard, was es bedeutet, wenn ein Arbeiter fehlt.

Auf kleinen Wagen werden die Lehnen von einer Maschine zur anderen gerollt. Die Männer sehen kaum auf von ihrer Arbeit. Nur selten sprechen sie miteinander. Wenn einer von ihnen einmal eine Pause einlegt, sich ein wenig hinsetzt oder zu langsam arbeitet, häufen sich auf seinem Platz die Lehnen. Dann müssen die anderen warten, und es geht im Betrieb nicht recht weiter.

Gerhard hält eine fertige Lehne in der Hand und möchte gern wissen, was weiter mit ihr geschieht. Das kann er im nächsten Raum sehen, wo aus allen Hallen die einzelnen Teile zusammenkommen, die zu einem Sessel gehören. Flinke Hände leimen sie zusammen, und nun sieht Gerhard das fertige Gestell. Beize und Politur geben ihm Farbe und Glanz und bringen die Schönheit der Form und die Maserung recht zur Geltung.

In der Polsterei ist von Lärm und Staub nicht viel zu spüren. Spiralfedern werden unter die Sitze geklemmt. Auf die Sitzflächen legen die Arbeiter weiche Schaumgummipolster. Dann spannen sie bunten und festen Bezugstoff über die Polster und nageln ihn mit dickköpfigen Nägeln am Holz fest.

Einen Blick wirft Gerhard noch in den Ausstellungsraum. Da staunt er. Dass so viele Arten von Sesseln und Sofas gebaut werden, hätte er nicht gedacht. Die Käufer, Möbelhändler von nah und fern, können sich hier aussuchen, was sie haben möchten. Große gepolsterte Möbelwagen mit Anhängern bringen die Polstermöbel in viele Orte Deutschlands, andere befördert die Bahn. Vor den

großen Schaufenstern in den Städten stehen dann die Leute und suchen sich die Möbel für ihre Wohnung aus.

Mit Gerhard verlassen zum Feierabend viele hundert Menschen, die in Büros und Werkhallen ihr Tagewerk getan haben, die große Fabrik. Nur ein Nachtwächter bleibt zurück, der mit seinem Schäferhund in stündlichen Rundgängen das Werk bewacht.

Industrie und Handwerk in Lippe

Die Holzindustrie

Wisst ihr, dass beinahe der zehnte Teil aller Möbel, die in Westdeutschland gekauft werden, aus Lippe stammt und dass die Möbelfabriken unseres Landes ungefähr zwanzigmal soviel Möbel herstellen, wie in Lippe selbst gebraucht werden? In 207 Werken der lippischen Holzindustrie arbeiteten im Jahre 1965 über 12 500 Menschen. Wenn wir unser Land durchstreifen, treffen wir überall, auch in kleinen Dörfern, kleinere und größere Fabriken an, in denen man Holz bearbeitet. Die größten und bedeutendsten finden wir in den großen Städten oder in ihrer Umgebung: in und um Detmold, Lemgo, Blomberg und Bad Salzuflen-Schötmar. In Sägewerken werden die Baumstämme zu Brettern gesägt, Sperrholz- und Furnierwerke (z. B. Hornitex-Werke, Horn; Blomberger Holzindustrie B. Hausmann, Blomberg; Teutoburger Sperrholzwerk G. Nau, Pivitsheide; Möhring, Lemgo) stellen für die Möbelfabriken Sperrholz und Furniere her. Die Möbelfabriken bauen alle Arten von Möbeln, darunter:

Wohnzimmer (z. B. Basal-Möbel-Werke, Bad Salzuflen; Hilker, Detmold; Schlingmann, Lemgo)

Polstermöbel (z. B. Wrenger, Lemgo; Wilmsmeier, Lemgo; Welle, Detmold)

Polstergestelle (z. B. Bergmann, Kachtenhausen) Holzlampen (Temde, Detmold)

Küchen (z. B. Tielsa-Möbel-Werke, Schötmar; Haarmann & Dinklage, Schötmar)

Die besten Kunden unserer Möbelfabriken sind die großen Möbelhäuser in den Industriestädten an Rhein und Ruhr; Eisenbahn und Lastautos können sie in wenigen Stunden erreichen. Lippische Möbel werden auch im Ausland verkauft.

Die Metallindustrie

Die Metallindustrie ist noch jung in unserem Lande. Von den 133 Werken, in denen 8964 Arbeiter beschäftigt sind, ist ungefähr die Hälfte erst nach 1955 gegründet worden. Einige dieser Betriebe zählen zu den größten Fabriken unseres Landes, wie das Elektromotorenwerk Hanning in Lipperreihe und die Spritzgußmaschinenfabrik Stübbe in Kalldorf. Die meisten Metallwerkstätten sind allerdings bedeutend kleiner. Sie stellen auch nicht alle fertige Maschinen her, sondern vielfach nur einzelne Teile. Der Bauer, der am Stadtrand von Detmold seinen Acker mit einem Deutz-Schlepper pflügt, ahnt nicht, dass ein wichtiger Teil

des Motors, der Zylinder, gar nicht weit von seinem Feld entfernt in dem Detmolder Zylindergusswerk aus glühendflüssigem Eisen gegossen worden ist. Und wenn ein Kinderfahrrad auch das Markenschild einer Bielefelder Fabrik trägt, so ist es doch möglich, dass Felgen oder Schutzbleche aus Sylbach stammen.

Die Textil- und Bekleidungsindustrie

Die Textil- und Bekleidungsindustrie ist wie die Metallindustrie hauptsächlich im lippischen Westen beheimatet. In 107 Betrieben arbeiten ungefähr 6200 Menschen. Webereien in Oerlinghausen (Carl Weber & Co) und Lemgo weben Leinen- und Baumwollstoffe und machen daraus Wäsche aller Art. In Lipperreihe, Bad Salzuflen, Lemgo, Lage, Barntrup, Bösingfeld, Leopoldshöhe, Helpup und Oerlinghausen werden in Nähereien Kleider, Mäntel, Kostüme, Damenröcke, Blusen und Hosen genäht. Die Textilwerke Schieders, in denen über 1000 Menschen arbeiten, stellen hauptsächlich Damenwäsche (Pompadour-Textilwerke) und Spitzen her (Spitzen-Union Dr. Dröge).

Das Handwerk

Fast ebenso wichtig wie die Fabriken sind für unser Land die 5000 Handwerksbetriebe mit ihren 26 000 Beschäftigten. Die zahllosen Wohnhäuser, Schulen, Fabrikhallen und Geschäftsräume, die in den letzten Jahren errichtet worden sind, wurden ja nicht in Fabriken hergestellt, sondern sind in der Hauptsache von den 8000 Bauhandwerkern unseres Landes geschaffen worden. Die Arbeit der Handwerker hat sich gewandelt. Nur noch selten beschlägt der Dorfschmied ein Pferd. Wie man einen Reifen auf ein hölzernes Wagenrad zieht, das lernt der Lehrling heute gar nicht mehr. Um so besser kennt er sich in der Reparatur von Treckern, Mähdreschern und Heuwendern. Darum sieht die Werkstatt eines Handwerkers heute auch anders aus als früher. Mit ihren modernen Maschinen gleicht sie einer kleinen Fabrik.

Besuch auf einem Bauernhof

Landwirt Fritz Wienecke hatte Besuch. Gustav Niedermeier aus Köln kam nach langen Jahren auf einige Tage, um seinen alten Schulfreund und seinen Heimatort wiederzusehen, in dem er keine Verwandten mehr besaß. Niedermeier kannte den Hof kaum wieder, auf dem er als Schuljunge so oft gespielt und gearbeitet hatte. Zu vieles hatte sich geändert. Früher waren ständig zwei Knechte und zwei Mägde da gewesen, und während der Kornernte und beim Dreschen im Winter hatten die vielen Helfer beim Mittagessen um den langen Tisch kaum Platz gefunden. jetzt saß da nur die Bauernfamilie: Wienecke und seine Frau Lina, der zwanzigjährige Sohn Rudolf und Gerda, die dreizehnjährige Tochter.

"Wie könnt ihr allein die Arbeit nur schaffen?" fragte Niedermeier den Freund. "Deine Eltern hatten viel Hilfe. Und doch mussten sie sich von früh bis spät plagen."

"Leicht ist es nicht", antwortete Wienecke, "die 42-Stunden-Woche gilt für uns Bauern nicht. Von Urlaub und freien Sonntagen wollen wir erst gar nicht reden. Aber wir werden fertig; du wirst es sehen."

Spaziergang durch die Felder

Es war Sonntag Nachmittag, und so schlug Wienecke dem Freund einen Rundgang durch die Felder vor. Seit seiner Jugend war dieser Sonntags-spaziergang seine liebste Erholung, und Gustav Niedermeier war dazu der richtige Begleiter. Bald standen sie am Rande eines gepflügten Feldes. Niedermeier wunderte sich über die Größe des Stückes. Vier Fußballplätze hätte man darauf anlegen können.

"Es sind 24 Scheffelsaat", erklärte Wienecke. "Früher waren es zwei Schläge. Heute bestellen wir sie gewöhnlich zusammen, weil man große Felder mit den Maschinen besser bearbeiten kann als kleine. Im vergangenen Sommer stand Weizen darauf. Den Weizen habe ich durch einen Lohnmähdrescher abernten lassen. Mittags um 1 Uhr kam er. Um 5 Uhr war er fertig. Das Korn haben Rudolf und ich noch an demselben Abend zur Trockenanlage gefahren und beim Kornhändler abgeliefert."



"Der Lohndrescher verlangte für seine Arbeit zuerst 480 DM", fügte er nach einer kleinen Pause hinzu. "Dann ließ er 50 DM ab. Das konnte er auch. Dieses große Feld war für ihn trotzdem noch ein gutes Geschäft."

"Du hast doch noch deinen Mähbinder", wandte Niedermeier ein. "Konntest du den Weizen nicht selbst abernten? Dann hättest du das Geld selbst verdient."



Wienecke schüttelte den Kopf. "Wir hatten ja keine Hilfe. Wir vier konnten die Arbeit einfach nicht schaffen. Diesen Schlag mähen und die zwanzig Fuder einfahren, das hätte uns eine Woche gekostet. So viel Zeit hatten wir nicht. Da warteten ja noch eine Ecke Weizen und dreißig Scheffelsaat überreifer Hafer. Der Mähdrescher erspart mir auch das Dreschen. Das ist sehr wichtig, denn selbst im Winter finde ich kaum Leute, die mir helfen."

"Das ausgedroschene Stroh musstet ihr doch selbst einfahren?" fragte Niedermeier.

"Gewiss", entgegnete Wienecke. "Aber das hatte Zeit. Ich habe mir dazu von meinem Nachbarn eine Strohpresse geliehen. Da war die Arbeit bald geschafft."

Der Bauer schwieg eine Weile. Dann sagte er plötzlich: "Nun rate mal, wie viel Zeit wir gebraucht haben, dieses Feld zu pflügen?"

Niedermeier hatte keine Ahnung, antwortete aber nach kurzem Besinnen: "Ungefähr zwei Tage."

"Stimmt", erwiderte Wienecke erstaunt, "wie kommst du darauf?"

"Ganz einfach", lachte Niedermeier. "Zwei Pferdegespanne pflügen dieses Stück in einer Woche. Der Pflug an deinem Trecker hat zwei Scharen. Der Trecker braucht keine Verschnaufpausen wie die Pferde, Er kommt auch schneller vorwärts. Ich schätze, er schafft ungefähr sechsmal soviel wie ein Pferdegespann."

In den Ställen

Die beiden Freunde setzten ihren Rundgang fort. Als sie auf den Hof zurückkehrten, kamen sie an der Tür des Schweinestalles vorbei. Da fiel es Niedermeier ein, dass er noch nicht die Schweine besehen hatte. Ehe es sich Wienecke versah, griff er nach der Klinke der Stalltür. Aber kaum hatte er sie

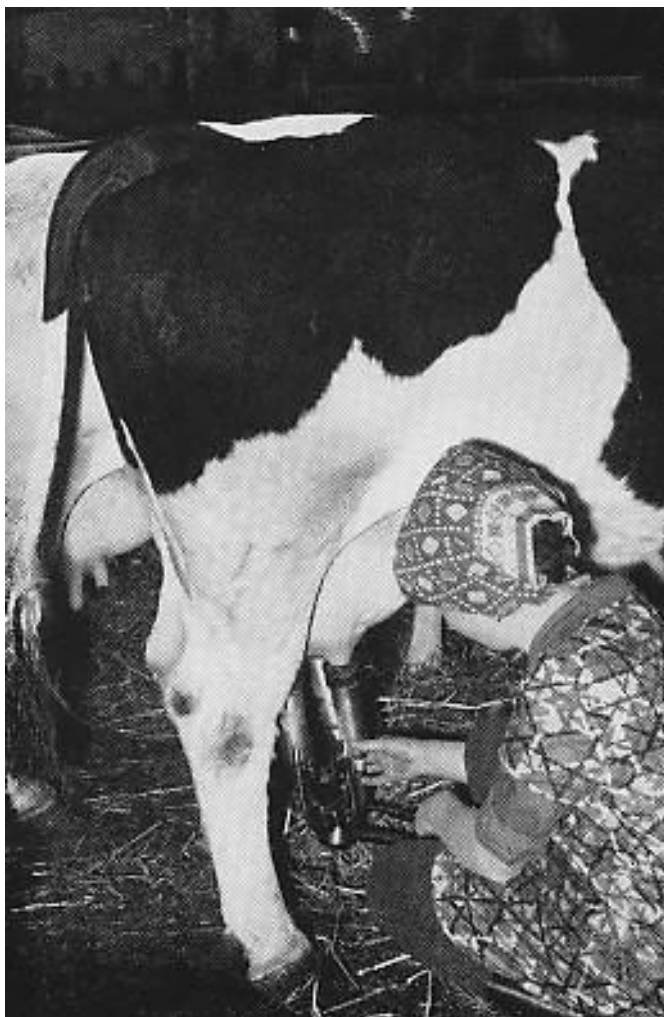
heruntergedrückt, als die Schweine aus dem Stroh auffuhren und grunzend und quiekend wie verrückt an den Stallwänden hochsprangen. Es war ein Höllenlärm, so dass der verdutzte Niedermeier kaum die Worte verstand, die ihm Wienecke zurief: "Da dürfen wir nicht hinein. Die Schweine werden am Sonntag nur einmal gefüttert. Wenn jemand den Stall betritt, bringen sie sich um!" Schnell schloss Niedermeier die Tür.

Im Kuhstall dagegen herrschte Ruhe. Friedlich standen die zwölf Kühe vor den gefüllten Krippen und ließen sich nicht stören durch das Surren der Melkmaschine, das aus der Milchammer an ihre Ohren drang. Sie zeigten auch keine Angst, wenn Gerda den zischenden Melkeimer zwischen sie setzte. Niedermeier wunderte sich darüber. Wienecke erklärte: "Die Maschine saugt wie ein Kälbchen. Das gefällt den Kühen. Uns gefällt die Melkanlage auch. Du weißt, zwölf Kühe mit der Hand melken, das ist eine schwere Arbeit. Das kann man einer Frau nicht mehr zumuten."

"Ja", entgegnete Niedermeier, "von selbst haben die Melker keine Arme wie Ringkämpfer."

"Mit der Maschine ist das Melken so leicht, dass es sogar Gerda besorgen kann", fuhr Wienecke fort. "Die schweren Milchkanne kann sie allerdings noch nicht tragen."

Im Pferdestall, den sonst ein Bauer jedem Besuch zuerst zeigt, gab es nichts zu besehen.



"Die letzten Pferde haben wir vor zwei Jahren abgeschafft", sagte Wienecke. "Zuerst wollte ich nicht. Ein Bauernhof ohne Pferde, das geht doch nicht, dachte ich. Aber Rudolf hält nichts von Pferden. Die fressen nur, machen uns viel Arbeit und nutzen uns wenig, weil wir sie kaum noch anspannen, meinte er. Da habe ich schließlich nachgegeben. Unrecht hat er ja nicht."

"Dann lernen die Bauernjungen heute nicht einmal mehr das Reiten", entgegnete Niedermeier, und er dachte daran, wie schön es gewesen war, wenn er als Junge Wieneckes Pferde nach dem Feld oder zur Schwemme in den Teich reiten durfte.

"Nein", erwiderte Wienecke, "aber dafür können sie mit acht

oder neun Jahren Trecker fahren. Das macht ihnen auch Spaß!"

Mistfahren

Am Montagnachmittag wurde Mist gefahren. Niedermeier sah zu. Rudolf saß auf dem Sitz des kleinen Treckers. Dieser Schlepper war mit einem Frontlader ausgerüstet. Mit geübten Griffen senkte Rudolf den Greifer, bis seine starken Eisenzinken sich in den festgetrampelten Mist bohrten. Der Greifer hob die Last hoch in die Luft. Durch eine Wendung des Schleppers schwenkte ihn Rudolf über die Ladefläche des Miststreuers. Dort senkte er ihn, und der Mist stürzte auf den Wagen. In wenigen Minuten war die Fuhre beladen. "Du solltest Baggerführer werden", lobte Niedermeier den jungen Mann und schwang sich auf den großen Trecker zu Vater Wienecke. In rascher Fahrt ging es zum Feld. Dort rückte Wienecke an einem Hebel, und langsam schoben eiserne Stangen auf dem Boden des Miststreuers die Ladung nach hinten zwischen zwei sich rasselnd drehende Walzen. Die starken Zinken der Walzen zerfetzten den Mist zu kleinen Stückchen und schleuderten ihn meterweit durch die Luft, dass er in einer gleichmäßigen Schicht auf den Acker niederfiel. In fünf Minuten war das Fuder abgeladen. "So gleichmäßig streute nicht einmal deine Mutter", sagte Wienecke auf dem Heimweg zum Hof, wo Rudolf inzwischen den zweiten Miststreuer belud, den Wienecke sich von seinem Nachbarn geliehen hatte. "Oft stand sie den ganzen Tag in Wind und Regen auf dem Acker, in einer alten Männerjoppe, die Füße in Holzschuhen, einen Sack als Kapuze über dem Kopf. Sieben Fuder streute sie an einem Nachmittag. Das machte ihr keiner nach. Mit dem Frontlader und den beiden Miststreuern bringen wir es heute Nachmittag auf zwanzig bis fünfundzwanzig Fuder, dreimal soviel wie sechs Arbeiter mit der Mistgabel in der Hand schaffen. Dabei sitzen wir trocken und warm unter dem Dach des Treckers, und der Rücken und die Arme tun uns heute Abend nicht weh. Aber Rudolf wird froh sein, wenn er Feierabend hat. Er muss immer scharf aufpassen. Das strengt an!"

In den nächsten Tagen zeigte Wienecke dem Freund noch viele Geräte und Maschinen, die dein Bauern die Arbeit erleichtern und Zeit ersparen. "Ohne die Maschinen würden wir nicht fertig", sagte er. "Alle Ersparnisse der letzten Jahre habe ich für Maschinen ausgegeben. Allein der große Trecker mit dem Anbaupflug hat 20000 DM gekostet. Aber er lohnt sich wenigstens, weil ich mit ihm über 800 Stunden im Jahre arbeite. Viele teure Maschinen aber stehen fast das ganze Jahr unbenutzt in den Ecken, weil wir sie nur an wenigen Tagen verwenden, z. B, der Heuwender und der Kartoffelroder. Aber notwendig sind auch sie."

"Dein Hof ist 40 ha groß. Du hast gutes Land. Deine Wirtschaft bringt etwas ein. Du kannst alles Notwendige anschaffen. Was aber machen die Kleinbauern?" fragte Niedermeier. '

"Den Kleinbauern geht es schlecht", entgegnete Wienecke. "Manche machen es wie Fritz Rose. Der hat die Landwirtschaft aufgegeben und seine 20 Scheffelsaat an seinen Nachbarn Deppe verpachtet. Mit den zugepachteten Feldern hat Deppe jetzt so viel Land, dass sich sein Betrieb noch lohnt. Rose ist Fernfahrer geworden. Andere haben Arbeit in einer Fabrik oder auf einer Baustelle

angenommen. Die Felder bestellen sie nach Feierabend. Ihre Frauen haben es schwer. Ihnen bleibt ein großer Teil der Arbeit. Die Kinder kehren der Landwirtschaft gewöhnlich den Rücken. Sie erlernen andere Berufe."

Aufgaben:

1. Mit der Sense können 3 Männer und 6 Frauen in einer Stunde eine Scheffelsaat mähen, die Garben binden und aufrichten. Wie viel Tage (1 Arbeitstag = 8 Stunden) würden diese 9 Arbeiter und Arbeiterinnen brauchen, um Wieneckes Weizenfeld abzurnten?

2. Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe in Lippe.

Jahr	Kleinbetr. bis 7,5 ha	Mittelbetr. 7,5-50 ha	Großbetr. über 50 ha
1949	9553	1918	154
1960	5890	2225	161

3. Viehzählung

Jahr	Pferde	Ziegen	Rinder	Schweine
1939	9710	23272	41110	138506
1961	4374	5021	51785	139703

4. Von mehr als 100 000 Arbeitnehmern waren 1962 fast 4000 Landarbeiter und Landarbeiterinnen. Vor 10 Jahren war ihre Zahl noch mehr als doppelt so groß.

Erkläre die Veränderungen!

5. In den Dörfern werden die schmalen, holprigen Feldwege ausgebessert oder sogar zu guten, geteerten Straßen (Wirtschaftswegen) ausgebaut. Warum geschieht das?

Lippische Sagen und Märchen

Der Mäher in der Mühlenwiese

Zwischen dem Burggraben in Detmold und der Werre lag in früherer Zeit eine Wiese, welche die Mühlenwiese hieß. An hundert Bauern der Umgebung waren verpflichtet, im Sommer je einen oder mehrere Mäher für die Mahd der Wiese zu stellen. Einst sah der Graf von seinem Schlosse aus den Mähern zu und bemerkte einen, der mit großer Wucht seine Sense schwang. Er ging zu ihm hin und sagte zu ihm.- "Das Mähen macht dir wohl großes Vergnügen, dass du so kräftig durch das Gras fegst." - "Durchaus nicht", entgegnete der Mann, .es ist bloß die Wut, dass ich hinten aus dem Amt Lage hierher kommen und den ganzen Tag in der Ritze stehen und mich quälen muss." Da sah der Graf den Mäher erstaunt an und fragte, ob er wohl an einem Tage vom Burggraben bis zur Werre einen Weg durch die Wiese mähen könne. Der Bauer sah sich die Länge der Wiese an und sagte bedächtig: "Es ist allerdings ein schweres Stück, aber wenn es sein muss, wollte ich es wohl angehen."

"Nun, das soll ein Wort sein", sagte der Graf. "In diesem Jahre geht es nun nicht mehr, aber wenn du im nächsten Jahr es fertig bringst, so sollst du mit Kind und Kindeskindern für ewige Zeiten von allen Herrendiensten in der Mühlenwiese befreit sein." "Und wenn ich den Tod davon haben sollte", sagte der Bauer, "so will ich es doch unternehmen, dass wenigstens meine Nachkommen diese Last los sind." - Im anderen Sommer stellte er sich zur Zeit der Mahd in der Wiese ein. Bevor er sein Tagewerk begann, sah er still vor sich nieder und sprach ein kurzes Gebet. Dann fasste er seine Sense fest, und nieder fiel Schwaden auf Schwaden unter seinem Hieb. Oft ging sein Blick die Wiese entlang zur Werre hin. Die Sonne stieg höher, der Schweiß tropfte ihm von der Stirn, aber er achtete es nicht: "Bis zur Werre hin und dann nicht wieder auf dieser Wiese, du nicht und deine Kinder nicht!" Kurz war seine Mittagsrast, schon fühlte er seine Arme ermüden, und die Sonne senkte sich schon über den Pinneichen. Schneller flog die Sense im Bogen, näher und näher kam auch das Ende. Nun nahm er die letzte Kraft zusammen, und jetzt fielen die letzten Halme am Flussufer der Werre. Ermattet sank der Mäher auf das Gras, auf seine Schwaden. Noch einmal schlug er die Augen auf und flüsterte: "Gott sei Dank, das war das letzte Mal! Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht."

Der Königsberg und Heiligenkirchen

In der Nähe von Detmold liegt der Königsberg mit seinem breiten, fast kahlen Rücken. Über ihn führte eine alte Heerstraße vom Rhein her durchs Senneland ins Wesergebiet. König Karl der Große hat unsern Berg den Namen gegeben. Denn er hat hier im Jahre 783 n. Chr. eine Schlacht geschlagen und - fast verloren. So erzählt wenigstens die Sage. Die Geschichte allerdings weiß nur zu berichten, dass Karl der Große die Sachsen, unsere Vorfahren, 783 bei Theotmalli, dem heutigen Detmold, geschlagen hat. Doch, warum sollen wir nicht lauschen auf das, was die Sage raunt. Sie erzählt, dass Karl jene Schlacht vom Königsberg aus geleitet habe. Die Sachsen, welche aufs äußerste erbittert waren, weil Karl ein Jahr zuvor 4500 ihrer Brüder bei Verden hatte hinrichten lassen, kämpften wie die Löwen. In höchster Not gelobte der König den Heiligen eine Kirche, wenn sie ihm den Sieg verleihen würden. Und, o Wunder! Die wankenden Reihen der Franken kamen zum Stehen, die Sachsen aber wurden blutig geschlagen und in die Waldberge zurückgetrieben. Karl hielt Wort und ließ den Heiligen das versprochene Kirchlein gleich am Fuße des Berges errichten. Der Heiligen Kirche wurde es genannt. Noch heute liegt es da, umgeben von einem schmucken Dörfchen, von blumigen Wiesen und einem Kranze grüner Berge. Steige auch du dem alten Königsberge einmal auf den Rücken und schaue hinab ins liebliche Tal der Berlebecke und auf das alte Kirchlein zu deinen Füßen. Vielleicht hörst auch du etwas raunen vom Leiden und Heldentum ferner Zeiten.

Der Meier zu Hiddesen und der Zwerg

Der Meier zu Hiddesen war einmal auf dem Felde, da sah er einen Zwerg an der Hecke stehen und eine Wanne voll Gold neben ihm, das in der Sonne glänzte. Er entsetzte sich zunächst, als er das seltsame Männchen mit seinen Schätzen erblickte, aber schnell faßte er sich ein Herz, ging zu ihm und sagte: "Du guter, reicher Mann, meine Taschen sind ganz leer, gib mir doch von deinem Reichtum etwas ab!" - "Deine Bitte soll dir gewährt sein", sagte der Zwerg, und schon streckte der Meier seine Hände nach dem glänzenden Gold aus, da fuhr der Zwerg fort: "Aber wende dich doch erst einmal um und siehe, Hiddesen brennt!" Erschreckt ließ der Meier die Hände sinken, und als er sich umwandte, da - klipp und klapp, versank der

Schatz in die Erde hinein. - Hiddesen brannte nicht, und der Meier sah sich von dem Kleinen gründlich angeführt; dafür rief ihm dieser nach: "Wer etwas erreichen will, darf sich nicht umsehen, sondern muss den rechten Augenblick ergreifen!"

Hornsche Bürgertreue

Graf Simon zur Lippe, so erzählt die Sage, war ein edler Mann und ein guter Regent und wurde deshalb von seinen Untertanen geehrt und geliebt. Einst fiel ein Feind in sein Land, schlug seine Soldaten und nahm den Grafen gefangen. Er schleppte ihn in die feste Burg Ottenstein an der Weser und warf ihn in einen tiefen, dunklen Turm, wo weder Sonne noch Mond hinschien. Da machten die Bürger von Horn sich auf, um ihren Herrn aus der Gefangenschaft zu befreien. Mit Lanzen und Beilen, Schwertern und Äxten bewaffnet, zogen sie vor die feindliche Feste, vertrieben die Wachen, schlugen die Tore ein und drangen in die Burg. Da fand man den Kerker, in dem der Graf schmachtete, durch eine Eisentür verschlossen; aber ein Schmied zerschlug sie mit einem Eisenhammer, und so wurde der Graf befreit. Er umarmte den Hauptmann und drückte seinen Rettern die Hände. Froh zogen die Bürger wieder nach Hause; eine Glocke, die sie erbeutet hatten, wurde im Rathausturme aufgehängt. Sie erinnerte die späteren Geschlechter an die edle Tat der Täter, bis sie in einem großem Brande zerstört wurde. Bis auf den heutigen Tag aber führen die Hornschen Schützen die Schwerter und die Rüstungen, die damals erbeutet wurden, bei jedem Schützenfest in ihrem Zuge mit.

Das Brunnenmessen

Die Mossenberger wollten einmal einen Brunnen messen und wussten nicht, wie sie das anfangen sollten. Zuletzt machte einer den Vorschlag: Wir nehmen einen Wiesenbaum und legen ihn über den Brunnen, dann hängen wir uns alle daran, indem einer die Füße des anderen fasst." Das taten sie dann auch. Aber dem obersten, der mit seinen Händen an dem Wiesenbaum hing und die anderen tragen musste, wurde die Last zu schwer, und er rief: "Kerls, haltet fest, ich muss erst mal in die Hände spucken!" Als er das nun tat, fielen sie alle in den Brunnen und ertranken.

Der Köterberg

Vor langer Zeit hütete einmal ein Schäfer auf dem Köterberg friedlich seine Schafe. Als er sich umwandte, stand ein schönes Königsfräulein vor ihm und sprach: "Nimm die Springwurzel und folge mir nach!" Die Springwurzel erhält man dadurch, dass man einem Grünspecht das Nest zukeilt. Sobald der Vogel das bemerkt, fliegt er fort und weiß die wunderbare Wurzel zu finden, die ein Mensch noch immer vergeblich gesucht hat. Er bringt sie im Schnabel und will sein Nest damit wieder öffnen, denn hält er sie vor den Holzkeil, so springt dieser heraus. Macht man nun Lärm, wenn der Specht herankommt, so lässt er die Wurzel erschreckt fallen.

Der Schäfer ließ seine Schafe allein und folgte der Königstochter nach. Sie führte ihn durch eine Höhle in den Berg hinein. Kamen sie zu einer Tür, so musste er die Wurzel vorhalten, und alsbald sprang die Tür krachend auf. So kamen sie bis mitten in den Berg. Da war ringsum in Körben Gold und Silber aufgehäuft, und die Königstochter sprach zu dem Schäfer: "Nimm dir, so viel du willst!" Er griff in die Körbe und füllte seine Taschen. Als er nun reich beladen wieder fortgehen wollte, sprach sie zu ihm: "Vergiss aber das Beste nicht!" Er meinte nicht anders, als wären

das die Schätze, und glaubte sich gut versorgt zu haben. Aber es war die Springwurzel, die er auf einen Tisch gelegt hatte. Als er nun ohne die Wurzel hinaustrat, schlug das Tor mit lautem Schall nahe hinter ihm zu, so dass es ihn fast an der Hacke verwundet hätte. Die großen Reichtümer brachte er glücklich nach Hause, aber den Eingang konnte er nicht wiederfinden.

Im seligen Winkel

Ein Blomberger Stadtteil heißt "im seligen Winkel". Woher stammt dieser merkwürdige und schöne Name? Eine gar unselige Tat bildet den Anfang der Geschichte des "seligen Winkels". Eine arme Frau, Adelheid mit Namen, wollte das Glück an ihr Haus bannen, indem sie eine Hostie stahl und bei sich aufbewahrte. Doch der Diebstahl wurde entdeckt, und die unglückliche Adelheid warf die Hostie in einen Brunnen. Mit dem Leben musste sie ihre Freveltat büßen. Der Brunnen aber war von Stund ein Wunderbrunnen. Eine alte Frau, die hineinfiel, kam als junges Mädchen wieder heraus, Kranke, die von dem Wasser tranken oder auch in badeten, wurden gesund, mit welcher Seuche sie auch behaftet waren.

So wurde denn der Brunnen ein Wallfahrtsort, ein "seliger Winkel", der vielen Glück brachte. Eine Kapelle wurde über ihm errichtet, und selbst der Papst in Rom kümmerte sich um ihn. Reiche Gaben ließen auch die Pilger zurück. Aus ihnen konnte bald ein Kloster errichtet werden. Rasch blühte es auf, verfiel aber später ebenso schnell wieder. Aber bis auf den heutigen Tag steht noch die alte Klosterkirche "im seligen Winkel".

Die Haferstraße in Lemgo

Als der Münstersche Bischof Bernhard von Galen im Jahre 1675 Lemgo belagerte und seine Soldaten die feste Stadt nicht erobern konnten, wurden die Lemgoer übermütig, und um den Bischof zu ärgern, schickten sie einen Ochsen hinaus in das Lager der Feinde, der zwischen den Hörnern eine Tafel mit der Inschrift trug:

So wenig der Ochse kann lernen das Singen, kann Bernhard von Galen Stadt Lemgo bezwingen.

Darüber ergrimnte der Bischof und schwur, dass er die Stadt zerstören und dem Erdboden gleichmachen und an ihrer Stätte Hafer säen werde. Nur zu bald ereilte die Lemgoer die Strafe für ihren Übermut. Die Feinde leiteten das Wasser der Bega ab und schlossen die Stadt so ein, dass keine Nahrungsmittel mehr hineingebracht werden konnten. Da entstand eine Hungersnot in der Stadt, und sie musste sich dem Bischof ergeben. Bürgermeister und Rat erschienen im Armensündergewande vor ihm und flehten um Gnade. Der Bischof ließ sich rühren und verzichtete auf die angedrohte Rache. Um aber seinen Schwur zu halten, ließ er das Pflaster in der Straße der Stadt aufreißen und mit Hafer besäen. Diese Straße heißt noch heute die Haferstraße.

Der Zwerg Anton

Bei Alverdissen liegt ein kleiner Busch, der hieß früher die Helle, aber jetzt heißt er Küsterbusch, in dem haben einst unter einem Stein Zwerge gewohnt. Da ist auch einmal ein Mann gewesen, der sollte zweihundert Taler bezahlen, die er sich geliehen hatte, und konnte es nicht. Da ist er traurig hinausgegangen. Und wie er so geht, steht auf einmal ein Zwerg vor ihm, der fragt, was ihm denn fehle. Da erzählte er ihm alles, und der Zwerg sagte, er solle nur mitkommen. Darauf sind sie zum Stein in der Helle gegangen, und der Zwerg ist darin verschwunden, aber bald nachher ist er mit zweihundert Talern wieder herausgekommen; die hat er dem Manne gegeben und hat gesagt: "Ich leihe sie dir; aber übers Jahr auf Tag und Stunde muss ich sie wiederhaben. Dann komm nur her und rufe: „Anton, so komme ich und nehme sie dir ab." Der Mann ist vergnügt nach Hause gegangen und hat sich nach Jahresfrist auch zur rechten Zeit wieder eingefunden. Aber eine ganze Weile hat er vergeblich gerufen. Endlich ist ein anderer Zwerg aus dem Stein gekommen, der hat ihm gesagt: "Anton ist tot. Geh nur ruhig heim und behalte das Geld!"

Der Bonstapel

Als höchster Berg des lippischen Nordens erhebt sich an der Grenze des Landes bei Talle der Bonstapel. Sein hoher Kegel ragt auffällig aus der Umgebung hervor. Man sieht von ihm weit ins Land, im Süden bis zum Osning, im Norden bis zum Wesergebirge mit der Porta. An seinem Fuße liegt der Ort Röntorf. Von der Entstehung des Berges erzählt die Sage: Vorzeiten wollte der Teufel aus dem Lippischen und dem Ravensbergischen Lande einen Fischteich machen. Der Herr des Himmels hatte es ihm gestattet unter der Bedingung, dass er das Werk in einer Nacht, von Mitternacht bis zum ersten Hahnenschrei, vollende. Er unternahm es. Im Süden türmte er Berg an Berg zur langen Kette des Osning. Im Norden warf er die Weserberge auf, um die Weser aufzustauen. Das Werk war nahezu vollendet. Nur die Weserscharte, die Porta, musste noch ausgefüllt werden. Müde von der schweren Arbeit schleppte der Teufel die Erdmassen auf seinem Rücken, um noch vor Tagesanbruch das letzte Loch zu stopfen. Allein, als er gerade an Klocken Hofe in Röntorf vorbei durch die Luft fuhr, krächte der Hahn - und im Zorn über das Misslingen warf er seine Last dort zur Erde; da liegt sie noch, und das ist der Bonstapel.

Der Brunnen zu Sternberg

Am nördlichen Rande des Begatales ragt das Schloss Sternberg aus dem Grün des Waldes hervor, der alte Sitz der früheren Grafen von Sternberg. Dort befindet sich ein Brunnen, der über fünfzig Meter tief ist, und dessen Eimer durch ein großes Tretrad aufgezogen und niedergelassen wird. Ein mühevolleres Werk war es, den Schacht des Brunnens durch das Felsgestein so tief zu graben. Die Sage schreibt den Brunnenbau zwei Rittern zu, die von dem Grafen von Sternberg nach langer, blutiger Fehde besiegt worden waren. In dem dunklen, schaurigen Burgverlies hielt er sie gefangen. Schon hatten sie alle Hoffnung aufgegeben, wieder befreit zu werden, da meldete ihnen der Kerkermeister eines Tages, dass er ihnen kein Wasser zum Trunke reichen könne. Die Quellen an den Abhängen des Berges seien in der Hitze des Sommers versiegt, die Brunnen in der Umgebung ausgetrocknet und die gräfliche Familie sei selber durch den Wassermangel in große Not gebracht. Sofort ließen die Gefangenen dem Grafen melden, dass sie bereit seien, mit eigener Hand einen Brunnen auf dem Burghof zu graben, so tief, dass es ihm niemals an Wasser

fehlen werde, wenn er ihnen nach vollbrachtem Werke die Freiheit schenke. Der Burgherr willigte ein.

Freudig begannen die beiden das saure Werk. Von der Frühe des Morgens bis zum Schein des Abendsterns, in Frost und Hitze arbeiteten sie sich durch das harte Gestein. Wenn der Schweiß von der Stirn träufelte und die Hände matt werden wollten, so hielt sie die Hoffnung aufrecht, und sie verzagten nicht. Jahre vergingen, tiefer und tiefer wurde er Brunnenschacht; noch aber zeigte sich von dem Felsenquell keine Spur. Da, an einem lieblichen Frühlingmorgen, wurden sie noch einmal hinabgelassen in den dunklen Schlund. Gewaltige Hammerschläge dröhnten aus der Tiefe; ein lautes Freudengeschrei folgte nach. Das erste Wasser sprudelte aus dem Felsen hervor und begann den Brunnen zu füllen. Schnell wurden die Ritter wieder emporgezogen. Die Sonne leuchtete ihnen so freundlich entgegen, im schönsten Frühlingsglanze breitete sich die Welt vor ihren Blicken aus. Die Bande, die immer noch ihren Füße gefesselt hielten, wurden gelöst; mit dem Rufe: "Freiheit! Freiheit!" stürzten sie sich einander in die Arme und - sanken leblos zu Boden. Das Übermaß der Freude hatte sie getötet.

Das Abendläuten in Salzuflen

Auf dem alten Mauerturme am Schliepsteiner Tore in Salzuflen hing eine Glocke, die jeden Abend um neun Uhr geläutet wurde. Freundlich und hell klangen ihre Schläge über die Stadt und ihre Umgebung, als wollten sie alle, die noch draußen waren, hereinrufen zur Ruhe der Nacht. Von dieser Glocke erzählt die Sage folgende Geschichte:

Vor vielen Jahren hatten sich einmal zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, welche Beeren suchen wollten, im Walde verirrt. Trotz allen Suchens konnten sie den Heimweg nicht finden. Sie gingen hierhin und dorthin, krochen durch das dichte Gebüsch, bergauf und bergab, aber sie kamen nur immer weiter in den Wald hinein und wussten zuletzt nicht mehr, wo sie waren.

Zudem wurde es allmählich dunkel, die Nacht brach herein, und sie konnten in dem finsternen Walde nichts mehr sehen. Da sagten sie zueinander: "Wir müssen aufhören mit Suchen und die Nacht hier im Walde bleiben." Sie dachten an wilde Tiere und allerlei Unwetter, das kommen könnte, auch an ihre Eltern, die nun nicht wussten, was ihnen begegnet sei. Mit Furcht und Angst im Herzen setzten sie sich am Fuße eines Baumes nieder, drängten sich nahe aneinander und falteten ihre Hände zum Beten. Sie riefen zu Gott um Schutz und Hilfe in der dunklen Nacht und in ihrer Einsamkeit. Schon fielen ihre Augenlider vor Ermüdung zu, als sie in der Ferne den Ton einer Glocke hörten. "Das sind die Glocken unserer Stadt", sagten sie freudig überrascht, "wir wollen ihrem Schalle nachgehen, dann kommen wir vielleicht auf den rechten Weg, der uns nach Hause führt." Sie machten sich auf und kamen bald aus dem Walde heraus auf ein freies Feld. Da sahen sie in der Dunkelheit den hellen Streifen eines Weges und Lichter in der Ferne. Schnellen Schrittes eilten sie darauf zu, und glücklich gelangten sie in die Stadt zu ihren Eltern. Diese waren in großer Besorgnis gewesen und freuten sich nun sehr, dass sie ihre Kinder gesund wiederhatten. Sie ließen eine Glocke auf dem Schliepsteiner Turme aufhängen, setzten eine Geldsumme aus und bestimmten, dass an jedem Abend um neun Uhr die Glocke geläutet würde.

Der Wunderbrunnen zu Blomberg

Vor alter Zeit lebte in dem Städtchen Blomberg eine Witwe, die sehr reich war, jedoch mit dem Segen an Geld und Gut, der durch den Tod ihres Mannes über sie gekommen war, keineswegs zufrieden war. Trotz der äußerlich so glücklichen Verhältnisse, in denen sie lebte, blickte sie mit Neid und Missgunst auf ihre Nachbarn, die teils durch anhaltenden Fleiß, teils durch irgendeine Erbschaft ihr Vermögen vermehrt hatten. Nun besaß diese Frau auch einen Kaufmannsladen, aber weil sie zu knapp das Gewicht gab, auch die Käufer überforderte, blieben die Kunden nach und nach weg. Es fiel ihr aber nicht ein, daran zu denken, dass sie an dem Rückgang des Geschäftes selbst schuld sein könnte. Sie lebte in dem Glauben, dass ihre Nachbarn, welche ähnliche Geschäfte hatten, ihr die Kundschaft auf unerlaubte Weise weglockten. Nun wohnte wenige Häuser von dem ihren eine wackere Frau, gleichfalls Witwe, die auch einen Kramladen unterhielt und ihre Kunden redlich bediente, auch mildtätig war und den armen Leuten schon manchmal ein Stück Zeug aus Barmherzigkeit ohne Bezahlung überließ. So ruhte Segen auf ihrem Hausstand, und sie wurde von Jahr zu Jahr wohlhabender.

Die ungerechte und geizige Witwe trat nun eines Tages in den Laden der biederen Frau und fragte sie mit neiderfüllten Blicken, wie man es anfinde, täglich reicher zu werden bei dem Kleinkram, mit dem sie handele, ob denn das wohl mit rechten Dingen zuginge? Die brave Frau lächelte schelmisch, und meinte, man muss einen Gott im Kasten haben, mit der Arbeit allein wär's nicht getan. Die geizige Witwe mochte das wohl nicht richtig verstanden haben, und sie beschloss sich einen Gott nach ihrer Meinung zu beschaffen. Weil sie aber kein Geld dafür auslegen wollte, um sich den vermeintlichen Gott zu kaufen, rannte sie einmal heimlich zur Kirche und entwendete in einem unbewachten Augenblick, was ihr als der Gott erschien, den man in die Geldtruhe legte. Sie lief in tiefster Mitternachtsstunde - und es war gerade Weihnachtszeit, wo des Abends spät noch Gottesdienst abgehalten wird - in die Kirche, ließ sich einschließen und stahl die Hostie aus der Monstranz und schlich damit, vor Kälte bebend, vielleicht auch vor Angst, als die Kirche wieder geöffnet wurde, nach Hause. Sie legte die Hostie in die Geldtruhe und meinte, dass sie nun wohl für immer geborgen und reich bliebe.

Sehr bald aber wurde der Kirchenraub entdeckt. Es wurde fast überall Haussuchung vorgenommen, und zuletzt kam man auch zu der Täterin. Eine entsetzliche Angst befiel die Frau. Rasch nahm sie die Hostie wieder aus dem Kasten und lief in den Hof zu ihrem Brunnen und warf das Heiligtum da hinein. Zu ihrem großen Schrecken musste sie jedoch die Wahrnehmung machen, dass es nicht untertauchte, sondern fortwährend oben auf dem Wasser schwamm. Nun kamen Mönche suchend in ihr Haus, durchstöberten es bis zum Hahnebalken. Endlich gingen sie auch in den Hof und fanden auf dem Wasser des Brunnens, was sie suchten. Darüber erstaunten sie sehr und fragten die Besitzerin, wie die Hostie wohl dahingekommen sein möchte. Da sagte sie achselzuckend und mit Unschuldsmiene: "Gott weiß es." Da sie aber bei aller Beherrschung sehr blass aussah und zitterte, so warf man doch Verdacht auf sie, nahm sie gefangen und mit ihr den Knecht und die Magd, welche sie des Diebstahls bezichtigt hatte. Alle drei mussten sich einem strengen Verhör unterziehen. Die beiden Dienstboten leugneten standhaft, auch, als sie auf die Folter gebracht wurden. Gott gab ihnen die Stärke, um diese entsetzliche Pein siegreich zu bestehen. Nun wurde auch die wirkliche Diebin gefoltert. Diese leugnete anfangs

zwar auch, doch schon bei der dritten Folter verließ sie die Kraft, und sie gestand weinend ihre große Sünde ein. Daraufhin wurde sie als Kirchenräuberin, und weil sie unschuldige Menschen in Gefahr und Not gebracht hatte, zum Feuertod verurteilt, bald danach unter großem Zulauf der Bürgerschaft öffentlich verbrannt. Das Geld und Gut, das sie hinterließ, fiel zur Hälfte der Kirche zu, zur Hälfte bekam es der Knecht und die Magd, als Entschädigung für die erlittenen Schmerzen, die sie unschuldig auf der Folter ausgestanden hatten.

Diese beiden Menschen reichten sich nach geraumer Zeit die Hand zum Ehebündnis und führten den Laden der verbrannten Witwe nun für eigene Rechnung weiter. Weil sie beide fromm und fleißig waren, also den wahren Gott im Hause hatten, gedieh ihr Handel vorzüglich, und aus zwei blutarm gewesenen Menschen wurden die wohlhabendsten und geachtetsten Bürger von Blomberg.

Das Wasser des Brunnens auf ihrem Hof, in dem die geweihte Hostie geschwommen war, sollte bald in der ganzen Gegend berühmt werden. Seine Wunderkraft wurde auf folgende Weise entdeckt:

Eines Morgens litt die junge Frau an heftigen Zahnschmerzen, und ihre Wange war dick geschwollen. Trotzdem ging sie, wie gewöhnlich, an den Brunnen, schöpfte Wasser und wusch sich ihr Antlitz. Unmittelbar darauf verloren sich die Zahnschmerzen, die Geschwulst ging zurück, und sie konnte sich frisch an ihre Hausarbeit begeben. Sie erzählte das sogleich ihrem Mann. Der jedoch dachte an die Hostie und äußerte, dass diese das Wasser wahrscheinlich wundertätig gemacht habe. Um sich zu überzeugen, rief er einen lahmen Bettler zu sich herein, der eben hinkend an der Haustür vorbeikam. Den ließ er zum Brunnen gehen und hieß ihn sein lahmes Bein mit dem Brunnenwasser waschen. Der tat's. Und siehe da, die Lahmheit verließ ihn, und nach einigen Tagen konnte er auf beiden Beinen ganz gut laufen.

Diese Wunderkur ließ den Hausherrn zu den Mönchen des naheliegenden Klosters gehen, und dort erzählte er, wie das Wasser seines Brunnens mit heiliger Wunderkraft versehen sei. Nun kam der Abt selbst und prüfte die Heilkraft des Wassers an mehreren kranken Brüdern des Klosters. Auch hier bewährte sie sich. Nun erschall der Ruf des Brunnens durch die ganze Stadt und von dieser durch das Lipperland und noch weiter darüber hinaus. Sieche und Kranke strömten aus nah und fern herbei und wurden, da sie gläubig waren, schnell geheilt. Das Kloster aber wurde reich durch die vielen Spenden, die Genesende aus dankbarem Herzen auf dem Altar niederlegten.

De lippske Städtekrans

Deppelt dat hauge Fest,
Lemje dat Hexennest,
Hauern de Kreone,
Blomberg de Bleome,
feln dat Soltfatt,
Bartrup well auk nau watt,
Loge de Suckerstadt,
chötmar geuht eugen Patt,
Ankhiusen Tönsbergstadt,

Molerstadt es Schwalenberg:
De lippiske Städtekrans es ferg!

Übersetzung

Der Lippische Städtekranz

Detmold, die hohe Festung,
Lemgo das Hexennest,
Horn, die Krone,
Blomberg, die Blume,
Salzuflen das Salzfass,
Barntrup will auch noch was,
Lage, die Zuckerstadt,
Schötmar geht eigene Wege,
Oerlinghausen Tönsbergstadt,
Malerstadt ist Schwalenberg
Der lippische Städtekranz ist fertig”

Bildnachweis

Dr. W. Allemeyer, Wehden: Bild 40
Archiv Kurverwaltung Bad Salzuflen: Bild 26
Archiv Verkehrsverband Teutoburger Wald e. V.: Bild 12
Brenker, Herford: Bild 44
Buschmeier, Hövelriege: Bild 4
Gebr. Claas, Harsewinkel: Bilder 46, 47
Cramers Kunstanstalt, Dortmund:
Bilder 25, 33
Höthker, Lerngo: Bild 42
Hunke, Oerlinghausen: Bild 39
Johannek, Lemgo: Bild 34
Klocke-Verlag, Paderborn: Bild 10
Krüger, Jever: Bild 7
Lippe-Weser-Zucker AG., Lage: Bilder 27, 28
Lohöfener, Bielefeld: Bild 32
Martens, Krenipe: Bilder 37, 38
Mesch, Blomberg: Bilder 16, 35
Ohle, Lemgo: Bilder 8, 19, 20, 21, 22, 45
Ostmann, Detmold: Bilder 1, 3, 5, 9, 11, 29, 41
Prof. Reinerth, Überlingen: Bild 31
aebens, Worpswede: Bild 14 Verlag Schöning & Co., Lübeck:
Bilder 13 (freigeg. SH 9574), 18
Schönlau, Horn: Bild 36
Schröder, Ehrsen: Bild 6
Staatsarchiv Detmold: Bilder 17, 23
Stadtarchiv Oerlinghausen: Bild 30
Titgerneyer, Bad Salzuflen: Bild 24
Wagner, Vlotho: Bild 2

Wrenger: Bild 15

Textzeichnungen von den Bearbeitern

Die Sagen wurden mit Genehmigung des Verlages G. Schade, Bad Salzuflen, der Sammlung "Aus Niedersachsens Sagenborn" - Niedersächsische Heimatbücher, Band 6, gesammelt von H. Schwartold und A. Wiemann, Verlag Schade, Bad Salzuflen, 1925, entnommen.

Die Beiträge "Eine Badekur in Bad Meinberg" und "Döretrup" wurden mit Genehmigung des Verfassers Wilhelm Süvern und des Verlages Hermann Schroedel-KG., Hannover, mit einigen Änderungen dem Buch "Unser Lipperland" entnommen.